

12. Depression im Kontext einer binationalen Ehe

Der Anteil der binationalen Eheschliessungen ist in den letzten Jahrzehnten in der Schweiz gestiegen. Von allen im Jahr 2016 eingegangenen Ehen waren 36.3 % binational (Bundesamt für Statistik 2017). Binationale Beziehungen stellen in der Schweiz eine Lebens- und Familienform mit wachsender Bedeutung dar. Binationale Ehen sind entgegen der häufigen Annahme nicht scheidungsanfälliger als mononationale. Stellt man die Zahl der Schweizer Scheidungen (17'028) und der Schweizer Eheschliessungen (41'646) im Jahr 2016 einander gegenüber, ergibt sich eine Scheidungsrate von 40.9 %. Eine ähnliche Scheidungsrate von 39.9 % lässt sich bei binationalen Scheidungen (5'962) im Verhältnis zu den binationalen Eheschliessungen (14'946) im Jahr 2016 feststellen (Bundesamt für Statistik 2017). Wie bereits in Kapitel 4 ausgeführt wurde, migrierte die Mehrheit der in der vorliegenden Arbeit befragten Migrantinnen in die Schweiz aufgrund einer Liebesbeziehung zu einem Mann. Dabei sind 16 von 17 Frauen aus Lateinamerika eine binationale Ehe eingegangen. Zehn Frauen sind oder waren mit einem Schweizer verheiratet, fünf Frauen mit einem Europäer (Deutschland, Österreich und Spanien) und zwei Migrantinnen (eine Guatemaltekin und eine Kolumbianerin) jeweils mit einem Mann aus Kolumbien. Von allen Studienteilnehmerinnen führt also nur eine Frau aus Kolumbien eine Ehe mit einem Mann aus demselben Herkunftsland.

Die meisten Paare (zehn) lernten sich im Herkunftsland der Frau kennen und lieben, wie es auch im Fallbeispiel von Amalia Torres aufgezeigt wurde. Die zukünftigen Ehemänner befanden sich entweder auf Geschäftsreise, machten einen Sprachaufenthalt, waren Touristen oder hatten eine feste Anstellung in Lateinamerika. Drei Frauen, die als Arbeitsmigrantinnen kamen, lebten bereits in der Schweiz, als sie ihren zukünftigen Mann kennenlernten, was die Fallrekonstruktion von Leonor Castro verdeutlichte. Zwei weitere Frauen lernten ihren Mann in der Schweiz als Touristinnen kennen (eine verliebte sich in einen Landsmann und die andere in einen Mann aus Österreich, der aber als Jugendlicher in die Schweiz gekommen war). Eine Frau war aufgrund einer Liebesbeziehung mit einem Schweizer migriert, doch die Beziehung hielt nicht. Kurz bevor sie in ihr Herkunftsland zurückkehren wollte, lernte sie ihren späteren Ehemann in der Schweiz kennen. Eine Migrantin schliesslich war vor ihrem gewalttätigen Mann in die Schweiz geflüchtet, wo sie ihren zukünftigen zweiten Mann, einen Mann aus Kolumbien, heiratete.

Sechs Frauen lebten einige Jahre mit ihrem Partner zusammen in Lateinamerika. Sieben Lateinamerikanerinnen, die ihren Mann entweder in ihrem Herkunftsland

oder in der Schweiz kennengelernt hatten, führten zunächst eine Fernbeziehung über einige Jahre hinweg, bevor sie heirateten und in die Schweiz kamen. Einige wenige Frauen entschieden sich in relativ kurzer Zeit nach dem Kennenlernen für eine Eheschliessung. So lernten sie den Partner erst während der Ehe besser kennen. Vier Migrantinnen lebten bereits in der Schweiz, als sie ihrem zukünftigen Mann begegneten. Auffallend ist, dass diejenigen Frauen, die mit ihren Partnern zuerst in Lateinamerika zusammengelebt hatten, häufig berichten, ihr Mann habe sich nach der Migration in die Schweiz sehr verändert.

Als ich die Migrantinnen aus Lateinamerika interviewte, waren zehn Frauen verheiratet, fünf geschieden und zwei verwitwet. Die zehn verheirateten Frauen befanden sich in unterschiedlich langen Ehen. Die Dauer der Ehen variierte von zwei bis zu 23 Jahren. Der Durchschnittswert dieser bestehenden Ehen betrug 12.5 Jahre. Die durchschnittliche Dauer der Ehe von den fünf geschiedenen Frauen betrug 15 Jahre. Die kürzeste dieser geschiedenen Ehen hielt sechs Jahre bei einer Beziehungsdauer von insgesamt zehn Jahren. Die längste Ehe hingegen dauerte 23 Jahre. Die durchschnittliche Länge einer dann geschiedenen binationalen Ehe ist relativ hoch, was in Kontrast zur gängigen Annahme steht, Lateinamerikanerinnen würden oft nur aus aufenthaltsrechtlichen Gründen eine Ehe mit einem Schweizer eingehen. Sich für die Heiratsmigration zu entscheiden, erfolgte nicht aufgrund ökonomisch prekärer Lebensbedingungen im Herkunftsland oder aufgrund mangelnder Alternativen. Eine binationale Ehe stellte für viele Biographinnen auch keine wirtschaftliche Verbesserung dar; im Gegenteil. Wie schon erwähnt, erlebten 13 von 17 Migrantinnen aus Lateinamerika durch die Migration in die Schweiz einen Statusverlust. In ihrem Herkunftsland hatten die qualifizierten Frauen eine Erwerbsarbeit und eine sichere ökonomische Basis.

Binationale Paare sind mit ähnlichen Konflikten und Problemen konfrontiert wie mononationale Paare. Die Unterschiede liegen aber in den Schwierigkeiten und Herausforderungen, die im Kontext von Migrationsprozessen und überhöhten Erwartungen für binationale Paare auftreten können. Die biographischen Erzählungen der befragten Migrantinnen aus Lateinamerika verdeutlichen unterschiedliche Erfahrungen in ihren binationalen Ehen. Einige der migrierten Frauen leben in einer harmonischen, zuverlässigen und liebevollen Beziehung. Andere lateinamerikanische Migrantinnen berichten von Eheproblemen im Zusammenhang mit einer seit Langem währenden Unzufriedenheit infolge eines unausgewogenen Machtverhältnisses in der binationalen Beziehung. Manche von ihnen thematisieren Konflikte in der binationalen Partnerschaft, die sie auf fehlenden Respekt und mangelndes Verständnis sowie auf rassistische Abwertungserfahrungen zurückführen.

Bei den 15 mit einem Europäer verheirateten Biographinnen liessen sich in ihren binationalen Ehen geschlechtsspezifische Schwierigkeiten, die sich in der Folge von Migration ergeben, rekonstruieren. Dabei ermöglichte die biographieanalytische Perspektive, die Erwartungen, Idealisierungen und enttäuschten Hoffnungen der jeweiligen Ehen darzustellen. Aus den Erzählungen geht hervor, dass sich die Lateinamerikanerinnen die Heirat eines Schweizers bzw. Europäers in den meisten Fällen als egalitäre Beziehung vorstellten, und sie versuchten durch die Migration ihrem Wunsch nach Geschlechtergleichstellung in der Ehe näher zu kommen. Viele Frauen stellten spätestens bei der Familiengründung fest, dass ihre Ehemänner eine „traditionelle Geschlechterrollenvorstellung“ hatten. Ihnen wurde die Rolle als Mutter zu-

gewiesen, die für Haus- und Erziehungsaufgaben zuständig ist. Nicht nur in Amalia Torres' Fallrekonstruktion, sondern auch in vielen anderen Erzählungen wird deutlich, dass der Ehemann für eine traditionelle Aufgabenteilung der Geschlechter steht, bei der in erster Linie die Frau ihre Erwerbstätigkeit den familiären Bedürfnissen anpassen soll. Einige Migrantinnen thematisieren eine Depressionserkrankung im Kontext asymmetrischer Machtverhältnisse, die vor allem in der Anfangszeit nach der Migration ihre binationalen Beziehungen belasteten.

12.1 Machtverhältnisse im Rahmen einer binationalen Beziehung

Das Leiden von Rosita Diaz im Zusammenhang mit der unterschiedlichen Verteilung von Macht in ihrer binationalen Ehe wurde schon an anderer Stelle ausgeführt (vgl. Kapitel 9). Das Ungleichgewicht zwischen beiden Ehepartnern tritt hier wegen Rosita Diaz' fehlender Erwerbsarbeit und der damit finanziellen Abhängigkeit von ihrem Mann auf. Die binationale Beziehung zu ihrem zweiten Mann ist das dominante Thema ihrer biographischen Erzählung. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die 54-jährige Frau aus Kolumbien seit dreieinhalb Jahren mit einem Deutschen verheiratet, der Jahrzehnte lang als selbstständiger Heizungsinstallateur in der Schweiz tätig war, bevor er in Rente ging. Vor der Hochzeit führten sie eine einjährige Fernbeziehung, mit häufigem telefonischem Kontakt und mehrmaligen Besuchen des Partners in Kolumbien. Rosita Diaz besuchte ebenfalls ihren künftigen Ehemann einmal vor der Hochzeit in Europa. Beide Eheleute gingen ihre zweite Ehe ein und beide hatten jeweils zwei erwachsene Kinder aus einer vorherigen Beziehung.

Die Biographin berichtet, ihr Mann habe sie nicht gefragt, ob sie migrieren wolle, sondern sei davon ausgegangen, sie wolle selbstverständlich nach der Heirat nach Europa kommen. Die Biographin war glücklich, den Mann ihres Lebens getroffen zu haben. Obwohl es ihr schwer fiel, ihre Kinder und engen Familienangehörigen zurückzulassen, sagte sie einem gemeinsamen Leben in Europa aus Liebe zu, in der Hoffnung auf eine glückliche Beziehung. In diesem Kontext weist Yvonne Riaño (2015: 46) darauf hin, dass „Liebe“ besonders bedeutsam ist, um die Biographien von Frauen zu verändern und ihre Migrationsprojekte zu prägen.

Rosita Diaz' Eltern gehörten der Mittelschicht in Popayan an, einer Stadt im Süden Kolumbiens. Ihr Vater war Baumeister, ihre Mutter kümmerte sich um die gemeinsamen sechs Kinder und den Haushalt. Rosita Diaz, die zweitälteste Tochter, gibt an, dass ihr Vater ihre Mutter schlug. Das gewalttätige Verhalten ihres Vaters prägte sie sehr, und sie betont, dass sie deshalb mit dem Wunsch nach einer stabilen Beziehung aufwuchs. Innerhalb des gesamten Samples berichten zwei Migrantinnen, Rosita Diaz und Flor Martinez, dass sie in einem Familienhaushalt aufwuchsen, in dem die Mutter Opfer häuslicher Gewalt war, wenn der Vater zu viel getrunken hatte. Die befragten Frauen erlebten die Gewalt gegen ihre eigene Mutter mit und wurden so selber Opfer häuslicher Gewalt, indem sie diese hörten, sahen, miterlebten. Sowohl die Peruanerin als auch die Kolumbianerin lebten in ihrer Kindheit in prekären finanziellen Verhältnissen. Durch den Alkoholkonsum versuchten die Väter ihren schwierigen Lebensbedingungen zu entfliehen. Es überrascht nicht, dass diese beiden Frauen bei der Partnerwahl stark vom Wunsch nach einer gleichberechtigten Geschlechterbeziehung geleitet waren. Mit einem Schweizer bzw. Europäer erhofften sie sich eine Beziehung,

die auf Zuverlässigkeit, gegenseitiger Achtung und Liebe basiert. Auch in Miranda Lopez' Narration, die vor der physischen Gewalt ihres Mannes floh, zeigt sich, dass für die Ehe mit ihrem zweiten Mann das Bedürfnis nach einer „sehr liebevollen, respektvollen, harmonischen und friedlichen“ Beziehung gross war.

Kommen wir wieder auf Rosita Diaz' Erfahrungen zurück. Ihr Ehemann hatte eine kleine Firma zusammen mit seinen zwei Söhnen in der Schweiz, seinen Wohnsitz aber im deutschen Grenzgebiet. Die Biographin migrierte ein Jahr nach der Heirat in Kolumbien nach Deutschland. Nach acht Monaten Ehe in Baden-Württemberg beschloss ihr Mann, den Lebensmittelpunkt wieder in die Schweiz zu verlegen. Auch dies entschied er allein und fragte nicht nach Einverständnis seiner Frau. Als ich Rosita Diaz interviewte, lebte sie seit einem Jahr in der Schweiz. Ihre Aufenthaltsdauer in der Schweiz zum Zeitpunkt der Depressionserkrankung war sechs Monate.

Rosita Diaz: „Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef“ – Depression im Kontext asymmetrischer Machtverhältnisse

Eine grosse Unzufriedenheit infolge eines unausgewogenen Machtverhältnisses in der Beziehung markiert die Anfangszeit nach der Migration. Rosita Diaz' Beziehung zu ihrem Mann ist durch Abwertung und Demütigung geprägt. Sie erzählt mir, wie sehr sie sich von ihrem Mann missachtet fühlt. Die Machtposition des Ehemannes veranschaulicht die 54-jährige Frau aus Kolumbien, die bis zu ihrer Migration in die Schweiz berufstätig und ökonomisch unabhängig war, wie folgt:

„Ich kam mit einer anderen Vorstellung in die Schweiz. Ich dachte, dass ich einen anderen Mann geheiratet hatte. Ich hatte gar nicht den Wunsch, nach Europa zu kommen. Ich kam mit der Illusion nach Europa, eine erwachsene Beziehung zu haben, die entspannt und sorglos wäre, um mein Leben hier zu machen und glücklich zu sein. Aber das war nicht der Fall (...). Er hat mich getäuscht und hintergangen. Mein Mann sagte mir eines Tages: ‚Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef.‘ Ich war so überrascht, dass ich nur antworten konnte, dass ich keinen Chef habe, dass ich mein eigener Chef sei. Ich verstand, dass ich die Ehefrau war, und klar, putzen gehört dazu (...) ich putzte, putzte, putzte die ganze Woche. Aber warum verhält er sich auf diese Weise mir gegenüber? Das ist sehr hart, ich verstehe es nicht (...). Ich bin eine Illusionistin. Ich dachte, dass ich der Liebe begegnet sei. Ich dachte, dass ich echte Gefühle antreffen würde. Dabei bin ich auf Gleichgültigkeit, Verrat und Heuchelei gestossen. Das tut weh und lässt einen schlecht fühlen (...). Er denkt, dass ich dumm sei, nicht gebildet, eine indigene Mentalität habe, aber ich studierte an der Universität öffentliche Verwaltung und arbeitete für den Staat. Ich frage mich immer wieder, warum er mich geheiratet hat. Ich kam verliebt hierher, wir hatten vorher schon geheiratet und ich verliess meine Familie. Warum behandelt mich mein Ehemann so, der mich angeblich lieben sollte? Ich fühle mich von ihm sehr abgelehnt. Das schmerzt mich sehr (...). Er sagte, dass er mich aus Liebe geheiratet hat, aber warum verhält er sich so? Ich denke, dass er mich mag, aber nicht als Ehefrau, sondern als Wegbegleiterin, als jemand, der ihm Gesellschaft leistet. Warum kehrst du nicht zurück nach Hause, wenn du so leidest, könnte man mich fragen. Weil (...) bevor ich ihn kennenlernte (...), das was ich jetzt erlebe, diese Kultur, kannte ich zuvor nicht. Wäre ich nie hier gekommen, hätte ich mir nie gewünscht hier zu sein. Aber jetzt bin ich hier, bleibe und kämpfe (...) ich muss

kämpfen. Ich will stark sein und ihm beweisen, dass ich nicht sein Geld brauche und es selber schaffen kann.“

Und an anderer Stelle:

„Als ich Deutsch lernen wollte, wurde er wütend, wenn ich ihn etwas fragte. Wenn er Fernsehen schaute, wollte er nicht gestört werden, sagte er. Ich solle ihn am besten nichts fragen. Er fragte mich nichts. Er war trocken und gleichgültig mir gegenüber. Es war schrecklich, schrecklich, schrecklich (...). Ich habe noch nie zuvor so viel Gleichgültigkeit erlebt (...). Ich hatte grossen Stress. Ich merkte, dass etwas mit mir passierte. Ich konnte meine Gedanken nicht ordnen, war die ganze Zeit am Grübeln, war sehr verwirrt (...). Ich fühlte mich nicht gut. Ich hätte lernen müssen (...) Ich hatte Deutsch-Prüfungen, aber ich konnte nicht. Ich schämte mich, dass ich nicht verstand (...), dass ich ihn nicht verstand. Ich wusste nicht, was ich gerade am Erleben war. Ich fühlte mich neu hier, konnte die Sprache nicht und wusste nicht, was ich machen sollte. Mein Mann sagte immer wieder, ich sei nur wegen seinem Geld in der Schweiz. Ich interessiere mich nicht für sein Geld. Hätte ich nur das Geld gewollt, hätte ich mich in Kolumbien prostituieren können oder dort gleich einen reichen Mann finden können. Er ist sehr beleidigend. ‚Ich gebe dir Geld, und was gibst du mir?‘, fragte er mich. Er weiss, dass ich nicht viel habe und wenig verdiene. Das einzige, was ich anbieten kann, ist meine Liebe, meine Zuneigung, meine Innigkeit. Ist das nichts wert? Sein Verhalten ist so kalt und berechnend. Das verursachte mir viel Leid (...). Ich bin seine Ehefrau, aber ich kenne nicht meine Rechte. Ich interessiere mich nicht für seine Arbeit, seine Firma, aber ich möchte wissen, was ich als Ehefrau für Rechte habe. Er gibt mir als Ehemann nicht genug Geld. Er ist Rentner. Ich weiss nicht, wie hoch seine Rente ist oder wie seine Finanzen sind. Ich bin ausgeschlossen, ich habe keine Informationen über seine Finanzen, ich weiss es nicht (...). Er sagte mir, dass er 4'000.- CHF pro Monat an Rente habe. Aber ich weiss nicht, ob er lügt oder die Wahrheit sagt. Ich habe nie etwas gesehen. Ich weiss nicht, wie viel ein Mann hier bekommt. Er hat eine Firma mit seinen Kindern. Er sagt mir, dass ich nur wegen seines Geldes kam. Aber welches Geld? Wir haben gar nicht so viel. Ich hatte mehr, als ich in Kolumbien alleine lebte.“

Und:

„Ich habe nur Schmerz, Bitterkeit und Demütigung erfahren. Dieser Mann hat mich sehr gedemütigt. Ich verstehe nicht, was wir für eine Beziehung haben (sie weint). So wie er mich behandelt, wie er mich demütigt, muss ich denken, dass er sehr einsam sein muss. Er sollte Hilfe suchen (...). Aber ich will nicht so sehr darüber nachdenken, denn ich kam hierher in der Absicht glücklich zu sein. Innerlich habe ich zu viel gelitten, ich erlebte sehr schwierige Momente. Aber Gott ist gross, ich bat ihn, mir zu helfen. Und ich ging zu einer Psychologin wegen dieser schwierigen Beziehung. Mir ging es so schlecht, ich hatte so viel Stress, dass ich krank wurde. Mir tat physisch alles weh, der Körper (...) und auch emotional ging es mir sehr schlecht. Ich kümmerte mich nicht mehr um mich selber. Wenn ich ältere Fotos von mir anschaute, dann sah ich, wie sehr ich mich verändert hatte. Meine Heiterkeit war weg, ich fühlte mich frustriert. Ich fühle mich so schlecht, so schlecht (...) ich fühle mich wie eine lebendige Tote. Es ist wie als Roboter zu leben. Du musst zwar essen, aber dein Leben ist nichts wert. Dein Leben hat keinen Sinn (...).

Das Leben hat so keinen Sinn, keinen Wert. Ach, ich weiss nicht, wie ich es sagen soll (...), ich weiss nicht, ich weiss nicht (...). Ich wollte aus dieser Krise rauskommen. Mein Mann sagte mir, dass ich nur lügen würde, dass ich gar nicht krank sei. Er sagte mir, dass Frauen aus Lateinamerika oft sagen, dass sie krank seien, damit der Mann ihnen Geld gibt. Was für ein unfaires Spiel (...), das ist psychische Gewalt. Ich rief meine Tochter an. Sie meinte, ich solle heimkehren, ich sei nicht in der Schweiz, um zu leiden, um Stress zu haben.“¹

Rosita Diaz bringt in diesen langen, emotional aufgeladenen Textpassagen zum Ausdruck, dass sie in dieser binationalen Ehe viel Leid erfuhr. Die finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann, die mit der Nichtanerkennung ihrer kolumbianischen Ausbildung und ihrer Berufserfahrungen zusammenhängt, bringt deutlich ein Ungleichgewicht und Machtunterschiede in der Beziehung hervor. Sie fühlte sich von ihrem Ehemann gedemütigt, beschämt und vor allem ohnmächtig. Rosita Diaz hat von ihrem Mann mehr menschliche Qualitäten erwartet, als sie die Ehe mit ihm einging. Die schmerzliche Enttäuschung darüber, dass er nicht über die ihm zugeschriebenen Kompetenzen als Ehemann verfügt, ist deutlich spürbar. Ihre Verzweiflung und Ratlosigkeit zeigt sich im mehrfachen Betonen, sich das Verhalten ihres Mannes ihr gegenüber nicht erklären zu können („Ich frage mich immer wieder, warum er mich geheiratet hat“). Die Frau aus Kolumbien befand sich noch in der Anfangszeit der Migration, die mit vielfältigen Schwierigkeiten einhergeht. So war sie etwa mit hohen Anpassungsanforderungen konfrontiert, verfügte noch nicht über ein soziales Netz, fühlte sich alleine in einem neuen Umfeld, vermisste ihre Kinder und engen Familienangehörigen. Ausserdem war die indigene Herkunft der Migrantin aufgrund ihrer dunklen Haare und dunklen Hautfarbe erkennbar und sie somit aus Schweizer Sicht einer sozialen Gruppe angehörig, die als „anders“ gekennzeichnet wird. Sie sah sich mit Ablehnungs- und Abwertungserfahrungen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit nicht nur in der aufnehmenden Gesellschaft, sondern auch in der Ehe konfrontiert; eine Erfahrung, die auch in Amalia Torres' biographischer Rekonstruktion deutlich wurde. Gerade in der sensiblen Anfangszeit hätte Rosita Diaz aber von ihrem Mann emotionale Unterstützung, Einfühlungsvermögen und Verständnis für ihre veränderte Lebenssituation gebraucht. Das Getrenntsein von Vertrautem und von geliebten Menschen, das Aufgeben ihres Berufes, was mit einem Verlust ihrer ökonomischen Autonomie einherging, und der damit verbundene Statusverlust, wurden ihr in dieser ersten Zeit nach der Migration in vollem Umfang bewusst. Diese Phase war mit einem grossen Verlust- und Trennungsschmerz verbunden, der erst noch verarbeitet werden musste. Darüber hinaus war sie mit dem Erwerb einer neuen Sprache beschäftigt. Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, beeinflusste ihr psychischer Zustand die Aneignung der neuen

1 Im Anschluss an das Interview bat mich die Biographin um eine Beratung. Als Sozialberaterin konnte ich auf viele ihrer Fragen eingehen. Zusätzlich machte ich sie auf eine binationale Beratungsstelle für Frauen aufmerksam, da sie unbedingt wissen wollte, welche Rechte sie als Hausfrau hier in der Schweiz habe. Als wir bei der Beratungsstelle anriefen, um einen Termin für ein Beratungsgespräch zu vereinbaren, wies mich die Juristin daraufhin, dass sie kein Spanisch spreche. Rosita Diaz bat mich, sie zu begleiten und zu übersetzen, da ihre Deutschkenntnisse für ein Beratungsgespräch als Neuzugezogene noch nicht ausreichten. Auch nach dem Gespräch mit der Juristin, die ihr mitteilte, dass sie als Hausfrau auf ca. 500.- CHF frei verfügbares Geld Anspruch habe, bat sie mich, ihr bei diversen Anliegen behilflich zu sein, was ich in Form von sozialem Engagement auch tat.

Sprache markant. Die Sprache ihrer binationalen Beziehung war Deutsch. Daher war diese binationale Ehe von einem sprachlichen, aber auch ökonomischen und sozialen Ungleichgewicht geprägt. Während Rosita Diaz bemüht war, Deutsch zu lernen, verfügte ihr Mann mit Deutsch als Muttersprache über eine sprachliche Überlegenheit. Zumindest in der ersten Zeit nach der Migration war sie aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse auf ihren Mann angewiesen. Insbesondere bei Behördengängen, beim Erledigen administrativer Aufgaben, wie etwa mit der Krankenkasse, und bei schriftlichen Bewerbungen wird diese sprachbedingte Abhängigkeit vom Mann sichtbar. So wird sie sich unterlegen gefühlt haben, was sich negativ auf ihr Selbstwertgefühl ausgewirkt hat. Darüber hinaus fühlt sich die Biographin in ihrem migrationsbedingten Verlustschmerz nicht verstanden und wahrgenommen. Es scheint, dass in dieser Partnerschaft Probleme in der Kommunikation und Verständigung vorhanden sind, die nicht einzig auf die mangelnden Sprachkenntnisse der Biographin zurückzuführen sind, sondern vielmehr auf die fehlende Bereitschaft ihres Mannes zur Kommunikation.

Die binationale Ehe stand von Beginn an vor zahlreichen Herausforderungen, die im Bereich Geschlechterungleichheit und divergierender Rollenverständnisse zu verorten sind. Auch wenn hinter Rosita Diaz' Aussage „Ich verstand, dass ich die Ehefrau war, und klar, putzen gehört dazu (...) ich putzte, putzte, putzte die ganze Woche“ ein traditionelles Rollenverständnis der Frau steht, so hatte sie nicht erwartet, auf diese Rolle reduziert zu werden. Zudem musste sich die migrierte Frau aus Kolumbien mit grossen Schwierigkeiten und Hindernissen bei der Arbeitssuche auseinandersetzen. An anderer Stelle wurde erwähnt, dass sie eine Teilzeitanstellung in der Reinigungsbranche gefunden hatte. Dennoch warf Rositas Diaz' Ehemann ihr ständig vor, nur auf seine Kosten zu leben. Die Biographin fühlt sich aufgrund ihrer finanziellen Situation ausgeliefert und verzweifelt. Sie weiss kaum etwas über die Einkommenssituation ihres Mannes und entwickelt eine existentielle Angst, die auf ihre schwache ökonomische Basis in der Schweiz zurückzuführen ist. Gleichzeitig zeigt sich in Rosita Diaz' biographischer Selbstdarstellung, dass sie sich nicht als Opfer positionieren will, sondern als Handelnde. Sie will sich aus ihrer Ohnmacht befreien und sich wieder ermächtigt fühlen: „Ich muss kämpfen. Ich will stark sein und ihm beweisen, dass ich nicht sein Geld brauche und es selber schaffen kann.“ In dieser Aussage drückt sich Rosita Diaz' Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Autonomie aus, das nur durch ein eigenes Erwerbseinkommen zu erreichen ist.

Während der emotional anspruchsvollen Eingewöhnungsphase erweist sich der Ehemann von Rosita Diaz, der ihre Hauptbezugsperson ist, nicht als Stütze. Im Gegenteil, er wird als ein Mann präsentiert, der eine patriarchalisch besetzte Denkweise und ein ethnisches Überlegenheitsgefühl aufweist und sich nicht davor scheut, seine Frau herabzusetzen. Rosita Diaz schildert, sich in der Beziehung fast täglich mit der Zuschreibung „dumm“ konfrontiert zu sehen. Sie verweist mit der Formulierung „Er denkt, dass ich dumm sei, nicht gebildet, eine indigene Mentalität habe“ auf sein Gefühl der Superiorität hin. Die Biographin verdeutlicht hiermit, von ihrem Mann als minderwertige „Ausländerin indigener Herkunft“ betrachtet zu werden. Seine Ehefrau abzuwerten, so scheint es mir, heisst für den Ehemann sich selber aufzuwerten. Rosita Diaz stellt in der biographischen Erzählung eine ungleiche Ressourcenverteilung zwischen ihrem Mann und ihr fest. Dieses asymmetrische Machtverhältnis in der Ehe erzeugt in ihr einen Schmerz der Demütigung und der Ungerechtigkeit. An dieser

Stelle möchte ich nochmals betonen, dass es mir nicht darum geht, die in den Erzählungen präsentierten Ehemänner als „Täter“ und die migrierten Frauen als „Opfer“ in einer binationalen Ehe zu portraituren. Interessant wäre hier, auch die Männer nach ihren Erfahrungen in der binationalen Beziehung zu befragen, um so die Perspektive aller Beteiligten zu rekonstruieren und nicht nur die eine Seite zu Wort kommen zu lassen. Da ich mich in der vorliegenden empirischen Arbeit aber für die Leidenserfahrungen von Migrantinnen aus Lateinamerika interessiere, steht hier ihr subjektives Erleben im Vordergrund.

Der Mann von Rosita Diaz hat ein konservatives Rollenverständnis. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass er die Biographin eher als kostengünstige Bedienstete sieht denn als gleichwertige Ehepartnerin. Diese Annahme belegt seine erniedrigende und sexistische Aussage: „Du bist meine Putzfrau und ich bin dein Chef“. Im Rollenverständnis des Ehemannes wird deutlich, dass er Rosita Diaz sowohl als Frau diskriminiert als sie auch als Migrantin wegen ihrer lateinamerikanischen Herkunft abwertet. Ihr Mann befindet sich aufgrund seiner finanziellen Ressourcen in einer machtvolleren Position innerhalb dieser binationalen Ehe. Seine Machtposition ist ihm klar bewusst und er nutzt diese aus. Er missbraucht seine Macht und demütigt damit seine Frau. Die Biographin ist – wie andere Studienteilnehmerinnen auch – innerhalb einer binationalen Partnerschaft mit ethnischen Zuschreibungen als lateinamerikanische Migrantin konfrontiert. Ihr Selbstwertgefühl muss aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen und der Konfliktsituation in der binationalen Partnerschaft viel aushalten. Die Kolumbianerin ist durch die herabsetzende Haltung ihres Ehemannes tief gekränkt und leidet darunter. Ähnliche Beziehungsprobleme innerhalb einer binationalen Ehe sprach auch Amalia Torres an. Dass Abwertungserfahrungen im Privatbereich als eine starke psychische Belastung erlebt werden, konnte auch in ihrer detaillierten Fallrekonstruktion dargelegt werden. Aber auch andere Studienteilnehmerinnen thematisierten vergleichbare Erfahrungen von Abwertung in ihrer binationalen Ehe aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Erfahrungen von rassistischer Herabsetzung – innerhalb einer Beziehung oder gesellschaftlich bedingt – haben einen starken Einfluss auf das Selbstbild der befragten Migrantinnen. Dies wiederum verunsichert sie in Interaktionen mit ihrem sozialen Umfeld.

Wie wir weiter oben in Kapitel 10 sehen konnten, leidet Rosita Diaz stark unter der finanziellen Abhängigkeit von ihrem Mann, der ihr ständig vorwirft, was er für sie alles bezahlen muss. Darüber hinaus hat sie als Neuzugezogene niemanden an ihrer Seite, mit dem sie sich über ihre Sorgen und Nöte austauschen kann. Ohne enge Bezugspersonen in der Schweiz und aufgrund eines fehlenden sozialen Netzwerks wird ihr Gefühl von Einsamkeit verstärkt. In den ersten Jahren ist die migrierte Frau aus Kolumbien nicht nur finanziell, sondern auch in Bezug auf den Aufenthaltsstatus von ihrem Ehemann abhängig. Bei jedem Streit mit ihrem Mann ist sie der existenziellen Angst ausgesetzt, ihr Aufenthaltsrecht in der Schweiz verlieren zu können. Diese Mehrfachabhängigkeit stellt eine weitere psychische Belastung für die Biographin dar. An einer anderen Stelle im Interview beklagt die Biographin zudem, ihr Mann habe sich ihr gegenüber nicht nur emotional, sondern auch sexuell entfremdet. Sie erklärt sich das damit, dass er eine andere Frau haben muss. Die ungleich geprägte Konstellation in der Ehe sowie die finanzielle Abhängigkeit, gepaart mit subtilen Formen emotionaler Gewalt, indem er ihr ständig vorwirft, ihn aus Profit und ökonomischen Interessen heraus geheiratet zu haben, löst eine emotionale Krise bei der

Migrantin aus. Sie scheint nicht mehr die Kraft zu haben, die ständigen verbalen Angriffe ihres Mannes abwehren zu können. Mit der erlebten Demütigung geht auch ein Verlust ihres Selbstwertgefühls einher. Aus der biographischen Rekonstruktion ergibt sich, dass Rosita Diaz ihre Beziehungsprobleme innerhalb der binationalen Ehe als Grund für die Depression sieht. Die Frau aus Kolumbien beschreibt ein Gefühl der Sinn- und Wertlosigkeit, als sie an einer Depression erkrankte. Mit den Worten „eine lebendige Tote“ und „wie als Roboter“ drückt die Biographin ihr Gefühl des inneren Abgestorbenseins deutlich aus. Sie erlebte sich als emotional erstarrte Frau, die kaum handlungsfähig war.

Auffallend im gesamten Interview ist, dass die migrierte Frau indigener Herkunft, die aus einem städtischen Umfeld Kolumbiens stammt, kaum die Bezeichnung Depression verwendet, um über ihre psychische Erkrankung zu sprechen. Viel häufiger greift sie auf den Begriff „Stress“ zurück. Es scheint, als hafte dem Wort Depression eine Art Tabu an und als fiele es der Biographin leichter, ihre Krankheitserfahrungen zu schildern, indem sie eine gängige und weniger stigmatisierende Bezeichnung wie „Stress“ wählt. Dieser Begriff kann hier auch als eine Kombination aus „psychischem und sozialem Stress“ verstanden werden, der ihr seelisches und soziales Leiden in ihrem Leben in der Migration dokumentiert.

Rosita Diaz' Umgang mit einer Depression

Die Biographin berichtet an anderer Stelle, von ihrer Frauenärztin auf eine spanisch-sprechende Psychologin aus Venezuela aufmerksam gemacht worden zu sein. Zuvor hatte sie eine Selbstmedikation für ihr psychisches Leiden in Form von Naturheilmitteln vorgenommen, die ihr in einer Apotheke empfohlen wurden. Aufgrund ihres ausgeprägten Leidensdruckes suchte sie aber auch professionelle Hilfe auf:

„Die Frauenärztin hatte mir gesagt, dass ich Hilfe brauche. Deshalb empfahl sie mir diese Psychologin. Aber ich ging nur drei bis vier Mal zu ihr, denn mein Mann wollte nicht, dass ich zu ihr ginge. Er wollte nicht, dass ich eine Therapie mache, da ich nicht krank sei und die Psychologin mich deshalb nicht behandeln könne. Die Psychologin würde sich nur an mir bereichern, da ich nichts habe und dies mit seinem Geld, da er sie bezahlen müsse.“

Da Rosita Diaz einen Ausweg aus ihrer schwierigen Lebenssituation suchte, nahm sie professionelle Hilfe in Anspruch. Da Krankenkassen nur teilweise eine Psychotherapie finanzieren bzw. eine Kostenbeteiligung in Form von Franchise und Selbstbehalt verlangen, konnte die Biographin aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen das psychotherapeutische Angebot nicht nutzen. Es bleibt unklar, ob die Behandlungs- und Therapieleistungen in diesem Fall über die Grundversicherung hätten abgerechnet werden können. Auch ist unklar, ob die oben erwähnte Psychologin eine Weiterbildung in Psychotherapie absolviert hat oder ob sie eine Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie ist.² Das ist relevant für die Übernahme der Behandlungskosten. Schein-

2 Das Bundesamt für Gesundheit (2018) hält fest, dass ärztliche Psychotherapie unter gewissen Voraussetzungen vergütet wird. Nur von ÄrztInnen durchgeführte Psychotherapie zählt zu den Pflichtleistungen. Nichtärztliche PsychotherapeutInnen können die Psychotherapie nur im Rahmen der delegierten Psychotherapie durchführen, (d.h. die psychotherapeutische Behandlung durch einen von

bar musste die Biographin diese Kosten selbst bezahlen und verfügte über keine Zusatzversicherung, die die Kosten ganz oder teilweise hätte übernehmen können. Ihre ökonomische Abhängigkeit führte dazu, dass sie weder einen Deutschkurs fortsetzen noch die Psychotherapie weiterführen konnte, da ihr Mann nicht bereit war, die anfallenden Sprachkursgebühren und Therapiekosten zu übernehmen. Die Biographin, die in Kolumbien studiert hatte und jahrelange Berufserfahrung aufwies, konnte in der Schweiz nur eine Teilzeitarbeit als Reinigungskraft auf Stundenlohn-Basis finden. Ihr Lohn reichte nicht aus, um selbstständig für alle Kosten aufzukommen und sie musste daher die Psychotherapie abbrechen. Auch hier lässt sich die Zahlungsverweigerung des Mannes als Aufrechterhaltung seiner Macht deuten, denn eine „psychisch gesunde Migrantin, die deutsch spricht“, leistet mehr Widerstand und lässt sich weniger gefallen. In ihrem Glauben findet die an Depression erkrankte Rosita Diaz schliesslich Kraft. Darüber hinaus besucht sie eine lateinamerikanische MigrantInnengruppe, die sich einmal pro Woche trifft zum gemeinsamen Austausch. Das Zugehörigkeitsgefühl zu dieser Gruppe empfindet Rosita Diaz auch als Hilfe.

12.2 Migrationsprojekt aus Liebe

Isabela Vega: „Ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt.“

Isabela Vega, 33 Jahre, Rechtsanwältin, spezialisiert auf Handels- und Steuerrecht, aus Bogota, Kolumbien, hat zwei Kinder und lebte seit sechs Monaten in der Schweiz, als ich sie interviewte. Ihre Eheerfahrungen stehen in starkem Kontrast zu denen von Rosita Diaz. Isabela Vega erzählt, dass sie sich von ihrem Mann geliebt und geachtet fühlt. Sie erlebte nie eine rassistische Abwertung oder Beleidigung in ihrer deutsch-kolumbianischen Beziehung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft. Schauen wir uns Isabela Vegas Erfahrungen im Kontext einer binationalen Ehe genauer an. Die Biographin entschied sich bewusst, ihr zweites Kind in Bogota, in der Hauptstadt Kolumbiens, auf die Welt zu bringen, bevor sie mit ihrem drei Monate alten Mädchen und ihrem dreijährigen Sohn ihrem Ehemann in die Schweiz folgte. Ihn, einen Deutschen, hatte sie knapp fünf Jahre vor der Migration in die Schweiz in ihrem Herkunftsland kennengelernt. Er arbeitete als Ökonom im internationalen Finanzbereich in der Hauptstadt Kolumbiens. 2014 verlor er seine Stelle. Der unerwartete Stellenverlust wirkte sich auf sein psychisches Wohlbefinden aus. Obwohl Isabela Vega als Anwältin die Existenz der Familie hätte sichern können, wollte ihr Mann ohne Arbeit nicht mehr in Kolumbien bleiben. Zu diesem Zeitpunkt stellte sich für das binationale Ehepaar die Frage nach einer Migration nach Europa. Ihr Mann wies eine ausgeprägte Auslandsorientierung auf. Er war in Deutschland geboren und aufgewachsen, hatte in den Niederlanden sein Masterstudium absolviert, arbeitete danach mehrere Jahre in der Schweiz und später in Kolumbien. Seine Arbeitslosigkeit in Kolumbien frustrierte ihn sehr und er begann sich europaweit zu bewerben. Als ihm sein ehemaliger Schweizer Arbeitgeber, für den er bereits fünf Jahre zuvor in einer deutschsprachigen Kantonshauptstadt

einem Arzt oder einer Ärztin angestellten [nichtärztlichen] Psychologen oder Psychotherapeuten in den Praxisräumen dieses Arztes oder dieser Ärztin und unter deren Aufsicht und Verantwortlichkeit durchführen (BAG 2018).

gearbeitet hatte, erneut eine gute Stelle im Finanzwesen anbot, sagte er sofort zu. Da sich Isabela Vega bereits im letzten Drittel der Schwangerschaft befand und berufstätig war, beschlossen sie, sie solle erst nach der Geburt des zweiten Kindes nachreisen.

Während ihr Mann zunächst alleine in eine Kantonshauptstadt der Deutschschweiz reiste und neben dem Arbeitsbeginn eine Wohnung für die Familie organisierte, kümmerte Isabela Vega sich um den Umzug nach Europa. In dieser anstrengenden prä migratorischen Phase konnte sie auf die Unterstützung ihrer Mutter, ebenfalls Ökonomin, zählen. Zu ihrem Vater, einem Ingenieur, hatte Isabela Vega seit der Scheidung der Eltern wenig Kontakt und begründet dies mit seinem machistischen Verhalten ihrer Mutter gegenüber. Das Ablehnen eines solchen Verhaltens bringt sie wie folgt zum Ausdruck:

„Ich habe mir immer einen Mann vorgestellt, der nicht wie man Papa ist. Das war die grösste Erwartung an einen Partner, und mit Stefan³ habe ich das geschafft. Ansonsten hatte ich nicht viele Erwartungen an meinen Mann. Ich bin einfach meinem Herz gefolgt. Ich wusste, er war der richtige.“

Indem sie ihrem europäischen Partner im Gegensatz zu ihrem kolumbianischen Vater, als Vertreter einer Macho-Ideologie, ein „nicht-patriarchales“ Verhalten zuschreibt, hebt die Biographin deutlich den von ihr empfundenen Kontrast zwischen den zwei Männern hervor. Dadurch kritisiert sie implizit die im Herkunftsland vorherrschenden patriarchalen Strukturen. Die Idealisierung eines Europäers als Partner kann nach Riaño (2015: 49) als persönliche Strategie gedeutet werden, um die Geschlechterrollen innerhalb der Paarbeziehung neu zu definieren. Liebe ist somit mit der Vorstellung einer egalitären Geschlechterbeziehung verbunden. Wie die meisten der befragten Frauen erhoffte sich also auch Isabela Vega durch das Eingehen einer Verbindung mit einem europäischen Mann eine gleichberechtigte Beziehung.

Isabela Vegas Mann flog zur Geburt des zweiten Kindes für einige Tage nach Kolumbien. Drei Monate nach der Geburt und nach dem Kündigen ihrer Stelle, die sie neun Jahre in einer Anwaltskanzlei innehatte, wurde sie von ihrer Mutter in die Schweiz begleitet. Die Mutter wollte ihr in den ersten Wochen nach der Migration bei der Versorgung der beiden Kleinkinder zur Seite stehen. Als die Mutter nach vier Wochen nach Bogota zurückkehren musste, fühlte sich die Biographin mit der neuen Lebenssituation in der Schweiz überfordert und einsam. Obwohl sie über gute Deutschkenntnisse verfügte, war ihr soziales Netz noch klein.

„Als meine Mutter ging, brach für mich die Welt komplett zusammen. Ich war total traurig, ich fing an zu weinen, ich wusste nicht, was mit mir los war. Auf einmal war ich alleine mit zwei Kindern zuhause. Es war sehr anstrengend. Und (...) wir hatten einen grossen Streit, Stefan und ich (...). Er hat mich einfach nicht verstanden. Ich hätte ein bisschen Aufmerksamkeit von ihm gebraucht.“

Die damals 32-jährige Anwältin erkrankte in den ersten Monaten nach der Migration psychisch. Als sich ihre Depression wieder aufzuhellen begann, fand sechs Monate nach der Erkrankung das Interview bei ihr zuhause statt. Als ich sie im Frühjahr 2015

3 Der Name des Ehemanns, Stefan Müller, wurde maskiert.

interviewte, war sie in psychotherapeutischer, nicht-medikamentöser Behandlung. Für die Behandlung der Depression wählte Isabela Vega eine besondere Form, wie wir noch sehen werden: Die in die Deutschschweiz migrierte kolumbianische Frau machte eine Psychotherapie via Skype mit einer in Kolumbien lebenden Psychotherapeutin. In den folgenden Textpassagen schildert die Biographin, wie sie die Anfangszeit als Migrantin in der Schweiz erlebte:

„Der ehemalige Chef von Stefan und seine Freundin, eine Psychologin, waren einmal bei uns zum Essen eingeladen. Sie fragte mich: ‚Was gibt es hier [in der Schweiz] für dich?‘ Diese Frage hat mich sehr betroffen gemacht. Ich konnte ihr nicht antworten. Ich konnte auf der Vernunftsebene sagen: ‚Hier ist es sicherer als in Kolumbien. Die Kinder haben bessere Möglichkeiten, ja, die Chancen sind später für die Kinder und für die Familie besser.‘ Also, vernünftig konnte ich alles beantworten. Aber dann hat sie nachgehakt und wieder die Frage gestellt: ‚Für dich, was gibt es für dich in der Schweiz?‘ Also, ich sagte: ‚Nein, ich weiss es nicht, weil (...), ich habe alles aufgegeben. Ich habe auf meinen Beruf, auf meinen tollen Job verzichtet, weil ich Anwältin bin und ich kann mein Beruf nur in Kolumbien ausüben. Ich habe alles aufgegeben, um mit meinem Mann und den Kindern zusammen zu sein. Für Stefan ist die Familie ganz wichtig, ich aber habe auf meine ganze Familie, meine Freunde in Kolumbien verzichtet, ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt. Ich wusste, dass diese Entscheidung eine grosse Anstrengung von mir erfordert und dass viel von mir erwartet würde, aber so, wie ich mich damals gefühlt habe (...), ich habe plötzlich gefühlt, dass ich sterben wollte. Das war einfach zu viel für mich. Ich dachte: ‚Das kann ich nicht, das schaffe ich nicht, ich muss auf beide Kinder aufpassen, ich bin alleine, dann muss ich die Wohnung schön und sauber halten, alles putzen, alles waschen.‘ Ich habe aber nicht Jura studiert, um die ganze Zeit zu waschen und zu putzen. Dann habe ich auch meine Putzfrau vermisst, weil in Kolumbien hatte ich eine Putzfrau. Sie kam von Montag bis Samstag und zwar von 06.00 bis 18.00 Uhr. Sie hat alles gemacht, alles geputzt, alles gekocht, alles gereinigt, alles gewaschen, alles gebügelt. Ja, und sie hat auch die Kinder fertig gemacht. Das hast du in der Schweiz nicht. Auch nicht, wenn beide arbeiten. Das ist nicht die Realität hier. Ich sagte meinem Mann, ich fühle mich so schlecht. Er war nicht verständnisvoll. Er verstand nicht, was mit mir los war. Es gab oft Streitereien. Stefan sagte mir irgendwann mal: ‚Hey, du meckerst die ganze Zeit. Ich gehe auch jeden Tag zur Arbeit, was auch nicht gerade mein Traumjob ist und ich gebe das ganze Geld aus, um dir das Leben zu ermöglichen, was du (...), also, was du deiner Meinung nach verdient hast.‘ Da sagte ich: ‚Was? Ich war selbstständig in Kolumbien. Ich hatte eine Arbeit. Ich brauche jetzt nicht einen Mann, der mir sagt, dass ich sein Geld ausbebe. Wenn wir das so anfangen müssen, dann gehe ich zurück nach Kolumbien. Dort kann ich sofort wieder arbeiten. Was soll ich denn jetzt hier anfangen? Ich habe zwei kleine Kinder.‘ Ich habe mich wirklich schlecht gefühlt. Ich habe nur geweint, geweint, geweint, geweint und geweint. Ich habe viel mit Stefan gestritten, ich habe schnell gemerkt, dass (...) Ich hatte auch Angst, weil die Gefühle so stark waren und ich nie zuvor so was gehabt hatte. Ich bin rausgegangen, um zu weinen. Ich bin gelaufen, gelaufen, gelaufen und ich konnte nicht aufhören zu weinen. Und so ein Gefühl hatte ich noch nie gehabt in meinem Leben, ich wollte wirklich nicht mehr leben (...). Ich wollte nicht mehr leben und ich konnte nicht aufhören das zu denken und zu weinen. Dann habe ich mir auch selber gesagt: ‚Ich muss stärker als das [die De-

pression] sein. Ich habe zwei kleine Kinder zuhause. Jetzt bin ich nicht mehr alleine. Ich muss jetzt für andere kämpfen.'

Und an anderer Stelle:

„Oh, ich vermisse meinen Job, ich vermisse eine Struktur zu haben, zur Arbeit zu gehen und nicht nur Windeln wechseln. Es ist schön zuhause, es ist schön mit den Kindern, aber ich bin nicht nur (...), ich will nicht nur daran denken, ob ich Nahrungsmittel einkaufen muss oder ob ich schon Abfallmarken gekauft habe. Ja, also, ich bin nicht nur das. Ich vermisse meinen Job ganz extrem. Es war mir bewusst, dass ich nicht als Anwältin hätte arbeiten können. Wie gesagt rational, aber nicht emotional (...). Und dann auf einmal abhängig von meinem Mann zu sein (...). Vielleicht liegt es auch an meinem Background, weil meine Mamá immer das Geld nach Hause brachte. Stefan sagt mir nicht (...), er hat mir sofort eine Kreditkarte gegeben und sagte: ‚Nimm dir das Geld, das du brauchst.‘ Natürlich muss ich aufpassen, aber er ist nie kontrollieren gekommen und sagte, das ist mein Geld. Aber ich möchte schon gerne, wenn er z.B. Geburtstag hat, wissen, dass ich dieses Geschenk mit meiner Arbeit bezahlt habe. Auch wenn ich mir etwas leisten will, z.B. eine Jacke, Hose oder Schmuck, egal, will ich wissen, dass ich das mit meinem Geld gekauft habe. Ich will nicht abhängig sein. Und auch für meinen Kopf ist es wichtig, andere Menschen zu sehen, eine Routine zu haben und ein Einkommen zu haben. Nicht nur, weil wir das Geld brauchen, sondern weil es auch für mich wichtig ist. Ich vermisse es analytisch zu denken.“

Und:

„Ja, auf einmal war alles zu viel (...). Zu viel hatte sich geändert und zu schnell. Aufhören zu arbeiten, auf einmal war ich ohne Job, nicht mehr unabhängig, ein neues Baby, also, zwei kleine Kinder zuhause, eine neue Wohnung, ein neues Umfeld (...), neue Gewohnheiten, ein ganz neues Leben, alles neu (...) und das Ganze dann noch in einem anderen Land. Und auch wenn ich die Sprache spreche, es ist aber eine andere Sprache. Es ist schon schwer, dieses Schweizerdeutsch, das macht mir schon Mühe, weil (...) ich spreche Deutsch, aber ich muss immer wieder sagen ‚Hochdeutsch bitte‘ (...). Und ja, das ist viel, das alles verdauen zu müssen. Ich wusste nicht, dass es in der Schweiz so schwer sein würde (...). Und dann dieses traurige Gefühl, dieses Sterbenwollen, also, das war so tief. Ich konnte nicht aufhören zu weinen, weinen, weinen und ich konnte nicht aufhören zu denken, ich will sterben, ich will sterben, ich will sterben. Es war wie ein Loch. Ich habe so eine Leere gespürt. So wie: ‚Und jetzt? Das ist meine Realität. Was soll ich jetzt damit anfangen? Ich muss alles von Null anfangen, alles neu aufbauen.‘ Also, dieses Gefühl, das ich hatte (...), sterben zu wollen, das hat mir wirklich Angst gemacht. Da war ich fast nicht mehr vernünftig, da habe ich fast meinen Kopf verloren (...). Und dann, zum Glück, habe ich immer viel geredet. Ich bin jemand, der immer über die Dinge spricht, nichts verschweigt. Eine Tante von mir, die ist auch nach Italien gezogen, hat mir gesagt: ‚Hey, vielleicht wäre es nicht schlecht Hilfe aufzusuchen.‘“

An diesem Beispiel wird das Ineinandergreifen unterschiedlicher Themen deutlich. Die Anfangszeit der Migration in der Schweiz erlebt Isabela Vega als eine krankheitsauslösende Situation. Erst als die Mutter abreiste, die ihr entlastend beim Umzug

in die Schweiz behilflich war, wird Isabela Vega bewusst, dass sie mit zwei kleinen Kindern alleine auf sich gestellt ist, während ihr Mann zur Arbeit geht. Sie hatte keine soziale Unterstützung. Als berufstätige Frau und Mutter war sie es in Kolumbien gewohnt, auf Hilfe im Alltag zählen zu können. In der Schweiz traf sie auf eine veränderte Situation und musste auf eine Haushaltshilfe und Kinderbetreuerin aus finanziellen Gründen verzichten. In dieser ersten Phase der Migration wurde sie sich der Tragweite der Veränderungen in ihrem Leben deutlich bewusst, was mit schmerzhaften Trennungs- und Verlusterfahrungen verbunden war.

In Isabela Vegas binationaler Ehe herrscht nach der Migration ein Ungleichgewicht, das sich auch in mehreren anderen Erzählungen zeigt. Im Zentrum der Migrationsentscheidung des binationalen Paares stand die Erwerbsmöglichkeit des Ehemannes in der Schweiz, ähnlich wie auch in Amalia Torres' Fallbeispiel. Sich für die Schweiz zu entscheiden, verdeutlicht die Gewichtung von beruflichen Prioritäten innerhalb der binationalen Ehe. Dabei erweist sich das Stellenangebot des Mannes in einer internationalen Firma als massgebend für die Wahl des gemeinsamen Lebensmittelpunktes. Die Biographin thematisiert deutlich ihren Wunsch, ein gemeinsames Leben mit ihrem Ehemann und den Kindern an einem Ort aufrechtzuerhalten. Für die Familie ist sie bereit ihr Herkunftsland zu verlassen und ihre Berufstätigkeit aufzugeben. Somit verzichtet sie auf ihre Berufsziele, um ihrem Ehemann die Fortsetzung seiner Karriere zu ermöglichen. Während sie „alles aufgegeben“ hat – wie sie mehrmals betont – und sich ein neues Leben in einem fremden Land aufbauen muss, kehrt ihr Mann in ein vertrautes Leben in Europa zurück, ohne einem vergleichbaren Anpassungsdruck ausgesetzt zu sein. Diese divergierenden biographischen Erfahrungen stellen die binationale Beziehung gleich von Anfang an vor grosse Herausforderungen.

Die Biographin scheint sich vor der Migration in Bezug auf ihre beruflichen Partizipationsmöglichkeiten als kolumbianische Anwältin am Schweizer Arbeitsmarkt ausreichend informiert zu haben. Sie ist sich im Klaren darüber, als Anwältin über einen Abschluss zu verfügen, der länderspezifisch ist. In der Schweiz kann sie nicht unmittelbar in ihrem angestammten Beruf tätig sein, trotz guter Sprachkenntnisse. Gerade in reglementierten Berufsfeldern wie Recht ist es unerlässlich, als Anwältin aus einem Nicht-EU/EFTA-Staat zuerst eine kantonale Anwaltsprüfung zu absolvieren, die an zahlreiche Bedingungen u.a. der Anerkennung des Studiums, einer einjährigen Berufserfahrung in der Rechtspflege des jeweiligen Wohnkantons sowie an nicht unerhebliche Kosten geknüpft ist. Das Überwinden dieser Hürden, um Zugang zum nationalen Arbeitsmarkt zu finden, ist als zweifache Mutter nicht unwesentlich.

Obwohl Isabela Vega von vornherein mit Schwierigkeiten rechnete, werden ihr die Folgen ihrer Migrationsentscheidung erst bewusst, als sie sich in der Rolle als Mutter und Hausfrau und nicht mehr als berufstätige und unabhängige Akademikerin erlebt („Oh, ich vermisse meinen Job, ich vermisse, eine Struktur zu haben, zur Arbeit zu gehen und nicht nur Windeln wechseln.“). Statt Wertschätzung und soziale Anerkennung für ihre Arbeit zu bekommen, sieht sie sich mit Erwerbslosigkeit konfrontiert, was mit einem beruflichen und persönlichen Status- und Identitätsverlust verbunden ist. Im Unterschied zu vielen der befragten Frauen bleibt Isabela Vegas bisheriger Lebensstandard nach der Migration weitgehend erhalten. Für die Biographin stellt das Nichtausüben ihres Berufes als Anwältin in finanzieller Hinsicht kein Problem dar, da die materielle Existenz der Familie mit dem Gehalt des Ehemanns gut abgesichert ist. Die Folgen der Erwerbslosigkeit machen sich bei Isabela Vega – sowie bei den meis-

ten befragten Migrantinnen – am Verlust ökonomischer Autonomie bemerkbar. Die Bedeutung ihrer finanziellen Unabhängigkeit lässt sich auch vor dem Hintergrund ihres familiären Herkunftskontextes rekonstruieren. Sie und ihre zwei Jahre jüngere Schwester wuchsen bei einer berufstätigen Mutter auf, die schon vor ihrer Scheidung die finanzielle Familienverantwortung übernahm. Während ihre Mutter als Ökonomin in einem grossen deutschen Unternehmen in Bogota erfolgreich war und die Rolle der „female breadwinner“ (vgl. Bloemen und Stancanelli 2007) einnahm, beschreibt die Biographin ihren Vater als erfolglosen Ingenieur, der kein Geld nach Hause brachte, viel trank, eifersüchtig, besitzergreifend und ein Macho war. Die Erfahrungen ihrer Mutter prägten Isabela Vegas Einstellung zur Berufstätigkeit und Autonomie. Die mit der Erwerbslosigkeit einhergehende finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann und die fehlende Möglichkeit, ihren Beruf auszuüben, bewirken ein asymmetrisches Machtverhältnis innerhalb der Beziehung. Keine Arbeit und kein eigenes Einkommen bedeuten einen gravierenden Einschnitt in der bisherigen Lebensorientierung von Isabela Vega. Das setzt ihr stark zu. Das Akzentuieren von egalitären Verhältnissen innerhalb einer ehelichen Partnerschaft und den Wunsch, die Eigenständigkeit auch nach der Migration bewahren zu können, haben fast alle befragten Frauen aus dem Sample gemeinsam. Insgesamt wird deutlich, dass Isabela Vega die Sicherheit in der Schweiz schätzt. Sie scheint allerdings erst nach der Migration in der Schweiz zu realisieren, beim Versuch eine Familie und ein berufliches Weiterkommen zu vereinbaren, auf unerwartet hohe Hürden zu stossen und von der neuen Lebenssituation emotional überfordert zu sein. Die Analyse zeigt, dass diese Phase mit einer relevanten biographischen Krise einherging.

In der Darstellung der Biographin wird ein weiterer Aspekt sichtbar, der strukturelle Handlungseinschränkungen von berufstätigen Frauen mit Kindern verdeutlicht. Als Angehörige der oberen Mittelschicht war es in ihrem Herkunftsland üblich, eine Haushaltsangestellte zu haben, die sich auch um die Kinder kümmerte. Diese Unterstützung in der Familienarbeit ermöglichte der Biographin, auch mit Kindern eine eigene berufliche Karriere zu verfolgen. In der Schweiz ist sie nicht nur mit beruflicher Exklusion, sondern auch mit mangelnden bezahlbaren Kinderbetreuungsangeboten konfrontiert; ein Umstand, der sich für Frauen als erschwerend erweist, die neben Kindern eine berufliche Karriere verfolgen möchten.

Insgesamt zeigt sich die Biographin aber sehr zufrieden mit ihrer binationalen Ehe. Isabela Vega hebt die emotionale Nähe in ihrer Partnerschaft hervor. Sie beschreibt ihren Mann als jemanden, der liebevoll ist, aber auch zupackt und Familienarbeit mitübernimmt. So kümmert er sich beispielsweise abends nach der Arbeit um die Kinder, während sie das Abendessen zubereitet. Obwohl sie mit ihrem Mann in Kolumbien eine egalitäre Beziehung aufbauen konnte, findet sich Isabela Vega aber nach der Migration in die Schweiz in einem „traditionellen“ Geschlechterarrangement wieder. Während ihr Ehemann die Versorgerrolle einnimmt, wird der kolumbianischen Ehefrau die Rolle der Mutter und Hausfrau zugesprochen. Ein solches Rollenverständnis entspricht allerdings nicht ihrem Selbstbild einer finanziell autonomen und beruflich erfolgreichen Rechtsanwältin.

Deutlich bringt sie ihren Wunsch nach einer eigenen Berufstätigkeit zum Ausdruck. Isabela Vega ist unzufrieden mit ihrer neuen Lebenssituation als abhängige Ehefrau und unerfüllt aufgrund der klassischen Rollenverteilung. Der hohe Stellenwert der Erwerbsarbeit im Leben der migrierten Frau ist auch mit dem Bedürfnis nach

beruflichen Kontakten, nach Abwechslung, Wertschätzung, Anerkennung ihrer beruflichen und sozialen Identität, Sinnerfüllung, einem Gefühl der Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Partizipation verbunden. Sie erhoffte sich in der Schweiz Familien- und Erwerbsarbeit kombinieren zu können, so wie in ihrem Herkunftsland. Durch die Migration erfährt ihr kulturelles Kapital eine Entwertung. Diese Erfahrung tangiert ihr Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen.

Yvonne Riaño (2015: 55-56) beschreibt, dass im Zuge einer Migration aus Liebe Konstruktions- und Rekonstruktionsprozesse von Geschlechtlichkeit stattfinden, und dabei hat Gender einen Einfluss auf die Migrationsmuster. Die Unterschiede, die Gesellschaften zwischen Männern und Frauen hinsichtlich idealer Geschlechterrollen konstruieren, haben eine direkte Auswirkung auf die Migrationsentscheidung von „love migrants“ sowie auf ihre Möglichkeiten, sich in ihrem Zielland beruflich zu integrieren. Riaño (2015: 55-56) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass internalisierte geschlechterspezifische Rollennormen sowohl bei lateinamerikanischen Frauen als auch bei ihren Schweizer Ehemännern erklären können, warum vorrangig Frauen ihr Herkunftsland verlassen und nicht umgekehrt. In diesem Kontext entsteht nach der Migration oft die paradoxe Situation, dass Frauen aus Lateinamerika ihre Unzufriedenheit mit den vorherrschenden Geschlechterverhältnissen in der Herkunftsgesellschaft zum Ausdruck bringen. Gleichzeitig aber reproduzieren sie bei einer Migration aus Liebe „traditionelle“ Geschlechterrollen, indem sie ihrem Ehemann folgen, ihre eigene Karriere hintanstellen und der beruflichen Karriere des Mannes mehr Gewicht geben. Frauen finden sich dabei in einem Kampf zwischen neuen und traditionellen Liebesidealen wieder. Es kann die These gewagt werden, so Riaño (2015: 55-56), dass Migration aus Liebe sowohl als eine Möglichkeit verstanden werden kann, um sich gegen „traditionelle“ Geschlechterrollen zu wehren, als auch als eine Art, diese zu akzeptieren und zu bewahren, um der Liebe willen.

Den meisten Frauen in binationalen Beziehungen dieser Studie ist gemeinsam, dass sie zur Zeit der Migrationsentscheidung den Arbeitsmöglichkeiten des (zukünftigen) Ehemannes mehr Priorität gaben als der eigenen beruflichen Laufbahn. So wie im Fall der Rechtsanwältin Isabela Vega entschied sich die Mehrheit der gut ausgebildeten Lateinamerikanerinnen, ihre gute Arbeitsstelle und berufliche Zufriedenheit aufzugeben, um ihrem Partner in die Schweiz zu folgen, wo sie ihrem Beruf nicht nachgehen konnten. Sich für ein Leben in der Schweiz zu entscheiden, war mit der Hoffnung auf eine egalitäre Partnerschaft verbunden. Dabei bestimmte der Wunsch nach einem gemeinsamen Ehe- und Familienleben und Berufstätigkeit massgeblich das Migrationsprojekt, ohne aber nach der Migration mit einer verschlechterten Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit zu rechnen. Wie weiter oben im Kapitel 9 deutlich wurde, waren viele gut qualifizierte Lateinamerikanerinnen von beruflicher Exklusion, Erwerbslosigkeit, Dequalifizierung, Überqualifizierung und Karriereeinbussen betroffen. Ihre Berufstätigkeit passten sie dabei oft den familiären Bedürfnissen an. Es zeigt sich, dass mit dem Priorisieren der beruflichen Karriere des Ehemannes die Zuständigkeit von Frauen für die Bewältigung der häuslichen Pflichten und der Betreuung ihrer Kinder erneut festgeschrieben wird.

Ungleiche berufliche Erfüllung

In die Bewertung biographisch relevanter Erfahrungen, die mit der Migrationsentscheidung zusammenhängen, flieht Isabela Vega ihre Vorstellung über die Entstehung einer Depression ein. Die Entscheidung zur Migration war eine Risikoentscheidung, die Isabela Vega bewusst traf, somit eine Entscheidung für Unsicherheit. In der Schweiz musste sie Formen der Unsicherheitsbearbeitung und -bewältigung finden, die ihr neue Sicherheiten und Gewissheiten bieten könnten. Mit der Aussage „Ich wusste nicht, dass es in der Schweiz so schwer sein würde“ verdeutlicht sie, dass sie sich ein anderes Leben nach der Migration vorgestellt hatte.

In ihrem eigentheoretischen Erklärungsmodell zeigt sich, dass sie für ihre Ehe mit einem Europäer bereit ist, das eigene Land zu verlassen. Für das Zusammenleben mit ihrem Mann und den Kindern gibt sie ihre berufliche Karriere als Rechtsanwältin in Kolumbien auf und nimmt eine Trennung von ihrem sozialen und familiären Umfeld in Kauf. Obwohl die Biographin nicht explizit Geschlechterrollen („Frauen folgen ihren Ehemännern“) innerhalb der binationalen Beziehung für die Migrationsentscheidung heranzieht, veranschaulicht sie mit der Aussage „Ich habe wirklich auf mein ganzes Leben verzichtet, für diese Idee, dass es meinem Mann besser geht und er sich wohler fühlt“, die berufliche Verwirklichung ihres Mannes stärker zu gewichten als ihre eigene berufliche Erfüllung. Die Entscheidung zur gemeinsamen Migration in die Schweiz bedeutet für Isabela Vega, karrieremässige Einbussen hinzunehmen, was auf ein verinnerlichtes geschlechtsspezifisches Rollenbild bei beiden Eheleuten hindeuten könnte. Nach der Migration ist Isabela Vega mit einem traditionell geprägten Geschlechterarrangement konfrontiert; ein Umstand, den sie durch den Wunsch nach einer egalitären Beziehung mit einem Europäer vermeiden wollte. Mit der Migration aus Liebe hat sie sich selbst in die schlechtere Position versetzt und muss sich nun mit Berufsausschluss und ökonomischer Abhängigkeit auseinandersetzen. In Isabela Vegas Selbstdarstellung wird die Migration als biographischer Bruch beschrieben: „Ich muss alles von Null anfangen, alles neu aufbauen“. Ihr Mann bringt nach Selbstaussage der Biographin wenig Verständnis für ihre migrationsbedingte Situation auf.

Auch wenn sie sich der hohen Anstrengung bewusst war, die eine Migration von einem Menschen verlangt, ist bei diesem gemeinsamen Migrationsprojekt mit ihrem Mann in erster Linie sie diejenige, die die sich am meisten im Bereich Familie und Beruf anpassen muss. Es fällt ihr in dieser Lebensphase schwer, sich einen neuen, positiven Lebensentwurf zu konstruieren. Fehlende soziale und berufliche Anerkennung beeinflussen zusätzlich das Selbstbild der stark berufsorientierten Biographin, was sich zusätzlich negativ auf die psychische Gesundheit auswirkt.

Psychotherapie via Skype mit einer in Kolumbien lebenden Therapeutin

Als Auslöser für die Depression führt die Biographin die vielfältigen biographischen Veränderungen nach der Migration an, die zu schnell aufeinander folgten. Wie oben bereits erwähnt fehlten ihr ihr soziales Netz, ihre berufliche Tätigkeit und finanzielle Autonomie sowie eine berufliche Perspektive. Für die Biographin ging ohne das Ausüben ihres Berufes eine zentrale Sinnquelle verloren. In Kolumbien hatte sie darüber hinaus Hilfe bei der Hausarbeit und Kinderbetreuung, was sie als berufstätige Mutter als sehr entlastend erlebte. Mit den zahlreichen und rasanten Änderungen in ihrem Leben, so scheint es, verlor sie einen emotionalen Halt und Stabilität. Es traten Situationen von Überforderung verbunden mit Hoffnungs- und Ausweglosigkeit auf. Sie

verdeutlicht somit aus ihrer subjektiven Sicht einen Zusammenhang zwischen Verlust Erfahrungen auf persönlicher, sozialer und beruflicher Ebene und psychischem Krankwerden. Die vielfachen Verlustereignisse wirkten sich einschneidend auf Isabela Vegas Identität und Leben aus. Ihre Formulierung „Ich wollte wirklich nicht mehr leben“ und „Ich konnte nicht aufhören zu weinen, weinen, weinen und ich konnte nicht aufhören zu denken, ich will sterben, ich will sterben, ich will sterben. Es war wie ein Loch. Ich habe so eine Leere gespürt“ dokumentieren, welch grosses Leid die Depression für die Biographin bedeutet. Von ihrem Mann erhielt sie wenig empathische Resonanz für ihr migrationsbedingtes Verlust- und Trennungserleben („Er war nicht verständnisvoll. Er verstand nicht, was mit mir los war“).

Die Biographin fühlte sich oft kraft- und antriebslos. Hinzu kam ein andauerndes Gefühl der Überforderung mit einem Säugling und einem Kleinkind, um die sie sich tagsüber alleine kümmerte. Isabela Vega kommt in ihrer Lebensgeschichte an einen Punkt, an dem sie aufgrund einer anhaltenden Niedergeschlagenheit und Antriebslosigkeit Suizidgedanken entwickelte. Sie fühlte die Ambivalenz, einerseits sterben zu wollen, andererseits als Mutter für ihre Kinder dasein zu müssen („Ich muss stärker als das [die Depression] sein. Ich habe zwei kleine Kinder zuhause. Jetzt bin ich nicht mehr alleine. Ich muss jetzt für andere kämpfen“). Als sie erkannte, dass ihr seelisches Leiden ihr Lebensgefühl bestimmte, wurde ihr klar, rasch reagieren und professionelle Hilfe einholen zu müssen. Als Neuzugezogene kannte sie kaum das Schweizer Gesundheitssystem. Zudem war es für sie enorm wichtig, sich in ihrem psychischen Zustand mit einer Fachperson in ihrer Muttersprache ausdrücken zu können, auch wenn sie die deutsche Sprache gut beherrschte. Sie brauchte in dieser Lebenssituation schnelle Hilfe von einer spanischsprechenden Fachperson und wandte sich in ihrer Not an eine kolumbianische Psychotherapeutin mit Praxis in Bogota. Sie kannte diese Therapeutin, da diese ihr bereits als 16-Jährige im Umgang mit der Scheidung ihrer Eltern geholfen hatte. Nach der Kontaktaufnahme und einem ersten Gespräch vereinbarten Isabela Vega und die Therapeutin eine Online-Therapie. Die psychotherapeutische Behandlung fand einmal wöchentlich via Skype statt. Isabela Vega ist die einzige der befragten lateinamerikanischen Migrantinnen, die eine Psychotherapie mittels Online-Sitzungen mit einer Fachperson macht, die ihren Wohnsitz nicht in der Schweiz hat. In der nachfolgenden Passage begründet sie ihre Entscheidung, professionelle Hilfe auf diesem Weg einzuholen:

„Ich machte die Erfahrung, dass es nicht einfach ist, hier einen Therapeuten zu finden. Aber ich kannte diese Psychotherapeutin in Bogota. Ich schrieb ihr, dass es mir schlecht ging, dass ich in der Schweiz lebte, und fragte sie, ob sie die Möglichkeit hätte, mich per Skype zu treffen. Ich habe ihr alles erzählt, und sie sagte: ‚Das ist eine Depression. Ich gehe nicht davon aus, dass du Medikamente nehmen musst. Kontaktiere mich jederzeit, wenn du dich schlecht fühlst, und ja, du brauchst eine Therapie.‘ Es hat mich dann super gefreut, dass ich mit dieser Therapeutin, mit der ich mich so gut verstand, wieder eine Therapie machen konnte. Und jetzt mit der heutigen Technologie ist das einfach. Und dann haben wir angefangen, uns einmal die Woche zu treffen, um 21 Uhr, wenn die Kinder schon schliefen. Das ist noch eine gute Zeit in Kolumbien wegen der Zeitverschiebung. Und da treffen wir uns über Skype. Ich bin im Pyjama normalerweise (...). Ich habe schnell entdeckt, dass ich Hilfe brauchte. Und ich denke, das war super, die Möglichkeit gehabt zu haben, wieder mit ihr eine Psychotherapie machen zu können,

weil sie mich kennt, sie kennt meine Geschichte, sie kennt meine Probleme oder meine (...) ja, meine Sachen. Ich denke, ich habe mir mit dieser Therapie auch Geld und Zeit gespart. Ich habe mich wohl mit ihr gefühlt, da ich sie schon kannte und (...) es war auch in meiner Sprache. In der eigenen Sprache zu sprechen und sich so ausdrücken zu können, das ist auch (...) Also, wenn man so emotional ist wie ich, dann muss man nicht mehr so viel denken, wie man etwas auf Deutsch sagen muss, sondern es kommt einfach raus. Die Therapie hat mir super viel geholfen. Ich mache mit dieser Therapie weiter, aber das löst immer wieder eine Diskussion mit Stefan aus. Er meint, dass ich zu viel Geld für die Therapie ausbebe. ‚Ich bin der einzige, der jetzt verdient‘, sagt er. Ich habe ihm dann gesagt: ‚Höre mal, das ist jetzt etwas, das ich nicht mit dir verhandeln werde. Das ist meine Gesundheit. Ich fühle, dass ich diese Therapie noch brauche. Es geht mir viel besser, ich gebe auch mein Bestes, um mich hier anzupassen. Aber ich brauche noch ein bisschen, um das alles zu (...) Ich bin ja auch in einer schlechten Jahreszeit gekommen, genau für den Winter. Das hilft auch nicht gerade so.‘ ‚Ja, gut, aber wann wird die Therapie aufhören?‘, fragt er dann. ‚Sie wird aufhören, wenn sie aufhören muss. Ich weiss es nicht.‘ Aber ich bin jetzt auch nicht jemand, die die ganze Zeit schlecht über sie denkt und meint, dass sie mit mir nur ein Geschäft machen will. Nein, weil so baut man auch nicht eine Beziehung auf und v.a. nicht mit jemandem, der eine Therapeutin ist. Dann habe ich ihm vorgeschlagen: ‚Informiere dich besser, was eine Therapie ist. Und ja, wenn du willst, erzähle einfach einem Therapeuten, was ich habe.‘ Und es war auch wichtig, meinem Mann zeigen zu können: ‚Guck mal, eine Freundin von Ana⁴ forscht ganz genau zu einem Thema, das auch mich betrifft. Ich bin nicht die einzige, und es ist nicht so einfach für Frauen wie mich.‘“

Aus der Erzählung geht hervor, dass das Aufsuchen einer professionellen Unterstützung in der Schweiz eine Hürde bedeutete, die auf Isabela Vegas Unkenntnis des lokalen Gesundheitssystems zurückzuführen ist. Als die Biographin schnell Hilfe brauchte und nicht wusste, an wen sie sich wenden sollte, erinnerte sie sich an eine Psychotherapeutin in Kolumbien, die ihr schon einmal geholfen hatte. Die Biographin betrachtet die Auswahl der Psychotherapeutin als ausschlaggebend für die Qualität der therapeutischen Beziehung und die damit verbundene Interaktion. Sie fühlte sich damals bei dieser Fachperson aus Kolumbien aufgehoben („wohl“). Isabela Vega erlebte die Beziehung zur Psychotherapeutin als unterstützend, die Psychotherapie war sehr hilfreich („die Therapie hat mir super viel geholfen“) bei der Verarbeitung der psychischen Erkrankung. Eine wichtige Rolle spielte dabei die gemeinsame Sprache, sowohl im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinn. Obwohl die Biographin als einzige der befragten Migrantinnen bereits bei ihrer Einreise in die Schweiz hervorragend Deutsch sprach, gab ihr die Psychotherapie auf Spanisch ein Gefühl von Sicherheit. Sie konnte auf Spanisch über schmerzhaft biographische Erfahrungen („Sachen“) sprechen, die bereits in der Muttersprache schwer zu beschreiben sind. Sie fühlte sich verstanden und angenommen. Die gute Beziehung zwischen Isabela Vega und der Psychothera-

4 Ana Mendez ist eine gemeinsame Freundin von Isabela Vega und mir, die ebenfalls aus Kolumbien stammt. Ana Mendez kam nach dem Abschluss des Gymnasiums in Bogota in die Schweiz, um zu studieren. Wir lernten uns während des Soziologie-Studiums an der Universität Basel kennen. An Ana Mendez' Junggesellinnen-Feier im Jahr 2015 lernte ich Isabela Vega kennen. Nachdem wir uns unterhalten hatten und sie von meiner Forschung erfuhr, bot sie mir von sich aus an sie zu interviewen.

peutin trug aus der Sicht der Biographin wesentlich dazu bei, dass positive Veränderungen in ihrem Gefühlsleben auftreten konnten. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Wandlungsprozess war ihr Vertrauen in die therapeutische Beziehung. Mit der Aussage „ich habe mir mit dieser Therapie auch Geld und Zeit gespart“ schreibt sie der kolumbianischen Fachperson hohe therapeutische Kompetenzen zu, die den zeitlichen und finanziellen Aufwand minimieren. Gleichzeitig unterstreicht die Biographin, dass die Vertrauensbeziehung sich positiv auf das Behandlungsergebnis auswirkt. Sie ist deshalb bereit, die anfallenden Kosten der Psychotherapie selbst zu tragen. Unklar ist, ob die Biographin bei der Krankenkasse überhaupt eine Anfrage der Kostenübernahme gestellt hat. Im Unterschied zu einigen der befragten Migrantinnen wie etwa im Fall von Rosita Diaz, die aus Kostengründen gezwungen waren, ihre Psychotherapie abubrechen, erlaubt es Isabela Vegas ökonomische Lage, die Behandlung aus eigener Tasche zu bezahlen. Die Biographin erachtet die Ausgaben für ihre Gesundheit als sinnvoll.

Für ihren Mann hingegen ist die Notwendigkeit einer solchen Therapie schwer nachzuvollziehen und er tut sich noch schwerer mit dem finanziellen Aspekt der Therapie, die Behandlungskosten sogar selber zahlen zu müssen. Insgesamt erweckt die Reaktion des Ehemannes den Eindruck, dass er die Diagnose Depression nicht leicht akzeptiert. Unbeeindruckt davon widersetzt sich die Biographin vehement den Einwänden ihres Mannes hinsichtlich des Nutzens einer Therapie. Dieser Punkt sei nicht verhandelbar, macht sie deutlich. Ihr Mann solle sich mehr über das Thema Depression informieren, so könne aus der Sicht der Biographin auch eine Verbesserung in der Beziehung eintreten. Es scheint, als ärgere sich Isabela Vegas Ehemann über die Erkrankung seiner Frau, wodurch sie sich aber in ihrem subjektiven Leiden durch ihren Mann herabgesetzt fühlt. Sie reagiert auf diese Entwertung, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, zu ihrem Leiden werde sogar geforscht. Ihre Reaktion kann als ein Sich-bestärkt-Fühlen gedeutet werden. Sie verweist darauf, nicht die Einzige zu sein, die in der Migration von einer Depression betroffen ist, es also somit nicht etwas „Aussergewöhnliches“ ist, sondern jede bzw. jeden treffen kann. Der Hinweis auf die vorliegende Forschungsarbeit lässt sich auch so interpretieren, dass sie sich durch mein Interesse an ihrer Lebensgeschichte in ihrem Leiden ernst genommen fühlt.

In der weiteren Erzählung schildert Isabela Vega die Diskussionen mit ihrem Mann bezüglich der Kosten und dem Nutzen einer Psychotherapie und der Aktivitäten wie etwa einem Trainingsunterricht mit Baby, die ihrem Wohlbefinden aber dienlich sind:

„Ja, du hast Geld für die Rückbildung ausgegeben und für die Buschigruppe und dann für Fit Dank Baby. Also, Buschigruppe hat 90 CHF gekostet, Fit Dank Baby hat ca. 200 CHF, das andere 260 CHF, wir sprechen also von knapp 600 CHF innerhalb von sechs Monaten. Habe ich zu viel ausgegeben, um andere Leute kennenzulernen und mich anzupassen? Ich denke nicht. Und wenn mir die Psychotherapie hilft, dann (...) Ich habe ja auch selber verdient und in Kolumbien Geld gespart und wenn ich das so ausgeben will, dann gebe ich es so aus. Ich zahle für die Therapie 270'000 Pesos pro Stunde. Mit dem heutigen Wechselkurs sind das ungefähr 100 CHF. Aber Stefan versteht nicht, warum ich eine Therapie mache. Er kommt aus einer perfekten Familie, er hatte nie psychische Probleme, er hatte nie das Bedürfnis, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Und ja, dann fällt es ihm schwer, das zu verstehen. Er respektiert es zwar total, aber er ist sehr (...), wie heisst das (...), er muss immer nachfragen, immer wieder fragen: ‚Ist das wirklich

nötig? Warum ist das wichtig? Was bringt dir die Therapie?’ Dann nervt er sich (lacht). ‚Ja, du musst Vertrauen haben. Ja, ich habe meinen Weg gefunden und ich denke, ich brauche wirklich diese Hilfe’, sagte ich. Dann meint er: ‚Aber du siehst gut aus.’ ‚Ja, ich bin wirklich dabei, mein Bestes zu geben. Vielleicht sieht man mir äusserlich nicht an, dass es mir nicht gut geht, aber ich muss die ganze Zeit Sachen verarbeiten. Im meinem Kopf bin ich die ganze Zeit Sachen am Verarbeiten und am Verstehen. Und das merkst du nicht.’ Natürlich gibt es dann Diskussionen. Und (...) er ist ein bisschen stur und ich auch (lacht). Ich mache weiter, auch wenn es ihm nicht passt, das ist egal. Ich weiss, ich brauche die Therapie.“

Am Fall von Isabela Vega lässt sich beispielhaft zeigen, wie der Ehemann mit Unverständnis auf ihre Strategie im Umgang mit einer Depression reagiert. Eine Reaktion, die mehrere Ehemänner der befragten Migrantinnen zeigten, wie wir bereits sehen konnten. Das fehlende Verständnis für Isabela Vegas Depression ist zum einen darin begründet, dass sich ihr Mann die Entstehung und die Ursachen der Krankheit nicht erklären kann. Darüber hinaus hält er fest, die Krankheit sei äusserlich nicht erkennbar. Das bedeutet aber nicht, dass sie nicht existiert. Der Schein einer Person hat wenig damit zu tun, wie es in ihrem Inneren aussieht. Obwohl die Biographin nach möglichen Erklärungen für seine Haltung gegenüber einer Depression bzw. seine Vorbehalte gegenüber einer Psychotherapie sucht und sie sich ihm gegenüber verständnisvoll zeigt, widersetzt sie sich seiner Einstellung. Im Gegenteil, sie setzt eigene Handlungsakzente und trifft eigene Entscheidungen bezüglich ihrer Gesundheit.

Aus der Erzählung geht hervor, dass die Wucht, mit der die Depression in Isabela Vegas Leben trat, gross war. Im Rahmen einer Psychotherapie gelingt es der Biographin, schmerzhaft und kränkende Erlebnisse aufzuarbeiten. Sie macht die Erfahrung, dass die Depressionserkrankung mit Hilfe einer Fachperson etwas ist, das aktiv und achtsam von ihr selbst bearbeitet werden kann. Die Haltung, die Isabela Vega zu ihrer Erkrankung einnimmt, zeigt, dass sie sich der Depression nicht (mehr) ausgeliefert fühlt. Sie wird nicht mehr von ihren Gefühlen überrollt. Vielmehr erlebt sie sich als handlungsfähige Frau, die im Bewältigen ihres Alltagslebens nicht mehr eingeschränkt ist. Sie nimmt zudem an Aktivitäten teil, die ihr physisch und psychisch guttun. Gleichzeitig knüpft sie dabei als neuzugezogene Migrantin neue Kontakte. Obschon Isabela Vega als Anwältin in Kolumbien selber ihr Geld verdiente und über Ersparnisse verfügt, muss sie sich für die Finanzierung einer Online-Behandlung mit einer Psychotherapeutin aus Kolumbien rechtfertigen, auch wenn sie in diesem Fall nicht auf ihren Mann angewiesen ist.

Unterstützungshilfen im Umgang mit Überforderungssituationen und Depression

Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, korrelierte die Anfangszeit nach der Migration für die damals 32-jährige Mutter eines Säuglings und eines Kleinkindes mit einer starken Überforderungssituation. Isabela Vega, die in dieser Lebensphase an einer Depression litt, schildert, dass sie eigenaktiv im Internet nach Unterstützungsmöglichkeiten für Mütter mit Kleinkindern suchte und fündig wurde. Bei ihrer Recherche stiess sie auf die Mütter- und Väterberatung in ihrem Wohnort. Im Umgang mit der Depression thematisiert die Biographin neben der positiven Erfahrung mit der Psy-

chotherapie mittels Skype auch die Erfahrung von Inklusion bei Treffpunkten für Mütter mit Kindern als wichtigen Aspekt in der Krankheitsverarbeitung:

„Ich habe schnell herausgefunden, dass es hier in XY-Stadt eine Mütter- und Väterberatung gibt. Da habe ich auch mit einer Frau gesprochen, was man alles mit einem kleinen Baby machen kann. Sie hat mit mir über Rückbildungsgymnastik und über Fit Dank Baby gesprochen. Das ist wie Aerobic mit Baby. Sie hat mit mir auch über eine Buschigruppe gesprochen. Ich habe mich überall angemeldet. Das war auch schön in der Buschigruppe. Diese Buschigruppe, die von der Mütter- und Väterberatung geleitet wird, ist eine Gruppe von Müttern, die Babies zur gleichen Zeit bekommen haben. Und dann treffen sich die Mammis mit den Babies zusammen und sprechen z.B. wann sie zu essen anfangen, wie sie schlafen, wie man die erste feste Nahrung macht, Babymassage etc. Man spricht viel. Man hat viel Kontakt mit anderen Müttern. Es war eine kleine Gruppe. Wir waren nur fünf Mütter. Es war schön, da habe ich ein paar nette Frauen kennengelernt. Wir sprachen viel zusammen, oft gingen wir in den Zoo oder am XY-Fluss entlang laufen. Das war wichtig, um Kontakt zu anderen Frauen zu bekommen und auch um zu merken, dass es für Schweizer Frauen nicht anders ist. Sie sind auch am Jobsuchen. Sie fragen sich auch, wie mache ich es jetzt, wenn das Kind krank wird, wie kann ich ein Teilzeit-Job finden etc. Das sind auch alles Frauen mit einer guten Ausbildung. Sie waren es sich einfach bewusst, dass es so sein würde. Wenn man aus Lateinamerika kommt, ist es einem nicht bewusst, dass das Leben so sein wird, weil (...) man hat dort ganz viel Hilfe zuhause und hier nicht. Also, in der oberen Schicht zumindest. In der unteren Schicht leisten sich die Frauen auch keine Putzfrau. Und (...) in deinem eigenen Land kannst du in deinem Beruf arbeiten. Und ja, dann war auch die Rückbildung wichtig, weil ich da Sport machte. Das hat mir auch geholfen. Es war cool ein Angebot zu haben, wo man das Baby mitnehmen konnte. Ich habe auch Spaziergänge mit anderen Müttern gemacht. Das war speziell für Mütter mit Kinderwagen. So hat man Spaziergänge mit Kinderwagen gemacht und geatmet, also Atemübungen gemacht (...). Da habe ich zwei andere Mütter kennengelernt. Das war schön. Da trifft man andere Frauen, vielleicht nicht aus Lateinamerika, aber das war für mich nicht so wichtig. Für mich war es wichtiger, dass sich Kulturen mischen, andere Schweizerinnen kennenzulernen. Und ja, da habe ich diese Frauen kennengelernt, die ihre eigene Geschichte hatten. Die eine war eine alleinerziehende Mutter, die sich die Eizellen durch eine Samenspende befruchten liess, weil sie Mammi sein wollte. Die andere hatte eine krasse Fehlgeburt im sechsten Monat. Sie musste ein totes Baby gebären. Es war wichtig für mich diese Geschichten zu hören, als eine Art Therapie. Wir hatten alle unsere Geschichten, unsere Gründe für unser Leiden, unsere Vergangenheit, unabhängig davon, woher wir kamen. Das Gemeinsame war, dass wir Frauen und Mütter waren. Solche Sachen zu hören hilft auch, um zu merken, ich bin nicht die einzige (...), ich bin in dieser Welt nicht alleine mit Problemen. Ich bin nicht die einzige, die leidet oder die einkaufen oder putzen oder waschen muss, während zuhause das Kind krank ist. Also, wir alle haben etwas. Ich habe auch in dieser Buschigruppe gesagt, dass ich mich schlecht fühlte. Beim nächsten Treffen mit der Gruppe fragten sie mich, was ich machen würde, weil (...) man sah mir an, dass es mir schlecht ging. Ich sagte, ich habe eine Therapie angefangen und sie freuten sich alle für mich. Das ist gut und wichtig zu merken, dass es nicht schlecht ist, eine Therapie zu machen. Ich weiss, dass ich nicht verrückt bin, nur weil ich jetzt eine Therapie mache. Es ist einfach eine Hilfe, die ich mir leisten kann. Und ja, neben der Therapie hat es mir ge-

holfen, dass ich mich mit anderen Müttern aus der Buschigruppe austauschen konnte und dass ich die deutsche Sprache spreche. Das hilft viel.“

Zwei zentrale Aussagen dieser langen Textpassage sind, dass die regelmässigen Treffen mit anderen Müttern sowie der Austausch von leidvollen Erfahrungen für Isabela Vega bedeutsame Stützen im Bewältig von schwierigen Lebenssituationen darstellen. Aus dem Zitat geht auch Isabela Vegas Eigeninitiative, Hilfe zu suchen, hervor. Im Unterschied zu Amalia Torres und Sol Alvarez, die auch mit einem Baby und Kleinkind in die Schweiz kamen, aber bei der Einreise nicht der deutschen Sprache mächtig waren, konnte sich Isabela Vega gut auf Deutsch verständigen. Diese Sprachkenntnisse waren bei der Suche nach Unterstützung von zentraler Bedeutung. Die Teilnahme an den Gruppentreffen ist Ausdruck aktiver Selbsthilfe. In der Buschigruppe kommt sie mit Frauen in Kontakt, die sich ebenfalls mit schmerzhaften und belastenden Aspekten ihrer Lebensgeschichte auseinandersetzen. Das persönliche Leid konnte in der Gruppe geteilt werden. Wie wohltuend das Gemeinschaftsgefühl erlebt wird, konnte bereits in Amalia Torres' Biographie dargelegt werden. Beide Migrantinnen fanden in einer „Wir-Gemeinschaft“ – die eine in einer Gruppe für Mütter und die andere in einer religiösen Gruppe – während einer schwierigen Lebensphase emotionale Unterstützung und Halt; eine Erfahrung, die auch von anderen Studienteilnehmerinnen z.B. in MigrantInnenorganisationen geteilt wurde.

Mit der Wiederholung des Satzes „ich bin nicht die einzige“ verdeutlicht Isabela Vega eine wichtige persönliche Erkenntnis, dass sie mit ihren Schwierigkeiten als erwerbslose Mutter nicht ganz alleine dasteht. Das Sich-vergleichen-Können hilft ihr. In dieser Gruppe fühlt sich Isabela Vega aufgehoben, verstanden und zugehörig. Hierbei stehen weniger die Herkunft der Frauen als vielmehr ähnliche Alltagsprobleme mit Kindern im Vordergrund. Beim Vergleich mit anderen Frauen aus der Gruppe erwähnt Isabela Vega zunächst die gemeinsamen Schwierigkeiten im Privat- und Berufsleben. Sie berichtet über ähnliche Sorgen als Mütter, Arbeitsuchende und die anfallenden Vereinbarkeitsprobleme von Erwerbs-, Haus- und Versorgungsarbeit. Bei diesem Vergleich bleibt allerdings unberücksichtigt, dass die erwerbslosen Teilnehmerinnen der Buschigruppe über Schweizer Abschlüsse verfügen, während die Biographin mit ihrem in Kolumbien erworbenen Bildungstitel und ihrer Berufserfahrung einer unterschiedlichen Wertung von Qualifikation in der Schweiz ausgesetzt ist. Somit ist sie im Unterschied zu den Schweizer Frauen mit einer zusätzlichen Barriere beim Arbeitsmarktzugang konfrontiert. Isabela Vega betont aber auch die Unterschiede. Interessant ist, dass sie ihre migrationsspezifischen Erfahrungen sowohl an der fehlenden Haushaltsunterstützung als auch an ihrer beruflichen Exklusion als Rechtsanwältin festmacht („in deinem eigenen Land kannst du in deinem Beruf arbeiten“). Als eine zentrale Differenz unterstreicht sie zudem, egal, wie gut sich eine Frau auf die Migration vorbereite, könne sie die biographische Bedeutung einer Migration und die damit verbundene Tragweite der Lebensveränderung nicht im Voraus erkennen.

Ein weiterer positiver Effekt der Müttertreffen besteht in dem Gefühl, sich nicht verrückt zu fühlen. Obwohl die Biographin gegenüber ihrem Mann die Psychotherapie stark verteidigt und einen offenen Umgang mit ihrer Depressionserkrankung pflegt, lässt sich am Ende des Zitats dennoch eine gewisse Angst identifizieren, als „verrückt“ abgestempelt zu werden („Ich weiss, dass ich nicht verrückt bin, nur weil ich jetzt eine Therapie mache“). Das Hilfesuchen bei der Beratungsstelle für Eltern, die sozialen so-

wie körperlichen Aktivitäten lassen sich somit als eine aktive Strategie im Umgang mit einer Depression rekonstruieren.

Auf die Frage, welche Bedeutung Isabela Vega der Depression zuschreibt, illustriert sie auf der Basis einer biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung einen für sie wichtigen Lernprozess:

„Ich hatte die Möglichkeit, mich besser kennenzulernen und (...) wie sagt man das auf Deutsch? *Concentrarse mas en el interior que en el exterior y aprender a como alimentar el alma?*⁵ Weil (...), was ich bis jetzt mit der Therapie gelernt habe, ist, dass ich sehr darauf konzentriert war, was im Aussen passierte. Mein Job, mein Geld und meine (...) ja, alles, was im Aussen war. Aber ich habe mich nie wirklich um mein Inneres gekümmert. Mein (...), also die Therapeutin spricht von meinem inneren Kind, das Mädchen in mir und dass ich wichtig bin und ich mich selbst gut um mich kümmern muss. Ich bin nicht nur die Anwältin oder die Mutter oder die Ehefrau, sondern ich bin auch Isabela und ja (...), ich muss mir auch selbst Wert geben. Also, ohne Isabela könnte alles andere nicht gehen. Und wenn man sich nicht auf sein Inneres konzentriert, dann gibt es viele Sachen, die dich davon ablenken, was wirklich wichtig ist. Wenn ich mit Jura nicht weiter machen kann, ok, das macht Isabela nicht weniger wertvoll. Ich muss dann einfach etwas finden, was für mich wichtig ist. Das kann ich auch als eine Chance sehen. Eine Möglichkeit, um etwas anderes machen zu können, was ich schon immer machen wollte. Ich bin sehr an Psychologie interessiert. Ich könnte studieren, die Universität hier in XY besuchen. Ich weiss, das ist ein Prozess und ich gebe mir einfach Zeit. Ich konzentriere mich zunächst einmal darauf, wieder gesund zu werden, mich gut einzuleben und (...) mich wohl zu fühlen. Wenn das gut ist, dann wird der nächste Schritt kommen. Jetzt noch nicht, das ist noch nicht die Zeit.“

Es wird deutlich, dass mit der Psychotherapie eine Bearbeitung ihres Erleidensprozesses in Gang gesetzt worden ist. Isabela Vega veranschaulicht in diesem Zitat, wie sie die Depression sinnhaft in ihr Leben einzuordnen versucht. Mit der Unterstützung ihrer Psychotherapeutin mittels Skype wird sie sich über ihre eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen klar. Dabei erschliessen sich ihr neben gesellschaftlichen auch psychologische Faktoren als Krankheitsursachen. In ihrer Selbstdeutung betrachtet sie das Verfolgen gesellschaftlich anerkannter Ziele wie Berufserfolg, Geld und äusseres Ansehen als Ablenkungs- und Verdrängungsmechanismen, um sich nicht mit ihrer inneren Gefühlswelt auseinandersetzen zu müssen. Diese Eigentheorie erinnert an die von Leonor Castro, die ihr Ego, ihre Selbstbezogenheit und Eitelkeit als Fehler in ihrer bisherigen Lebensführung kennzeichnete. Beide migrierten Frauen, die vor der Migration beruflich erfolgreich waren, hinterfragen nach einer durchlebten Depression ihre Wertvorstellungen. Hier fällt auf, dass durch den Fokus auf innere Bedingungen strukturelle Bedingungen ausser Acht gelassen werden. Diese Herangehensweise verhüllt meines Erachtens die Furcht vor dem Gefühl, in der Migration nichts wert zu sein. Sie versuchen einen adäquaten Umgang mit der eigenen Lebenssituation zu finden, damit diese nicht so unerträglich bleibt. Es entsteht der Eindruck, als sei es leichter, sich selber und die eigene Einstellung zum Leben zu hinterfragen, als auf-

5 Ich übersetze ihr den Satz mit „sich mehr auf das Innere als auf das Aussen konzentrieren und lernen, wie man die Seele nährt“.

grund des Verlusts der berufsbiographischen Identität rückwirkend die Migration an sich in Frage zu stellen. Dies scheint für das eigene Selbstkonzept möglicherweise zu bedrohlich. Eine andere Lesart für ihre eigentheoretische Bilanzierung wäre, mit der Psychotherapie einen Wandlungsprozess ausgelöst zu haben. Die Biographinnen verleihen auf diese Weise der Depression einen Sinn auf dem Weg zur Selbstentfaltung, die tatsächlich einen Weg ins Neue darstellt.

Für Isabela Vega erweisen sich die Inanspruchnahme professioneller Hilfe, die Entwicklung von Freizeitaktivitäten mit ihrem Baby, der Aufbau sozialer Kontakte und das sich Umsehen nach emotionaler Unterstützung in der Müttergruppe als hilfreich im Umgang mit der Depression. Darüber hinaus lassen sich das bewusste Zuwenden zu den eigenen Gefühlen, die Aufarbeitung seelischer Wunden und ein achtsamer und liebevoller Umgang mit sich selbst als weitere Verarbeitungsstrategien identifizieren. Isabela Vega versteht ihre Depressionserkrankung insofern als eine Chance, sowohl in der Innen-, als auch in der Aussenwelt etwas zu verändern, was als eine weitere Art der Bewältigung gedeutet werden kann.

Die Depression gibt Isabela Vega den Anstoss, neue Eigenschaften zu entwickeln, Fähigkeiten zu aktivieren und neue Möglichkeiten zu entdecken. Gemeinsam mit ihrem Mann verfügt sie über die finanziellen Mittel, sich komplett beruflich neu zu orientieren. Der Wunsch, ein Psychologiestudium zu absolvieren, lässt sich dahingehend deuten, dass sie einzig durch das Ergreifen einer neuen Berufsausrichtung einen Ausweg aus der Erwerbslosigkeit sieht. Die Strategie der Requalifizierung wird – wie schon gezeigt – im Umgang mit Arbeitslosigkeit und Berufsausschluss sowie bei der Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls von mehreren Migrantinnen gewählt. Neben dem Aneignen weiteren kulturellen Kapitals sichert ein zusätzlicher Schweizer Abschluss auf Tertiärebene allerdings keine Arbeitsmarktteilhabe zu, wie im Fall von Lucinda Riva ersichtlich wurde.

12.3 Depression im Kontext von Beziehungsproblemen

Zum Zeitpunkt des Interviews war die Argentinierin Alma Ruiz 53 Jahre alt und erst einige Monate zuvor an einer Depression erkrankt. Den auslösenden Moment für die psychische Erkrankung führt Alma Ruiz darauf zurück, dass sie und ihre 13-jährige Tochter gleichzeitig krank wurden und sie in dieser Zeit auf keine soziale Unterstützung zurückgreifen konnte:

„Das Gefühl, keine Unterstützung zu bekommen, niemanden zu haben, der mir hilft oder mir etwas bringt, ist sehr schwierig gewesen. Ich fühlte mich hilflos. Ich fühlte mich sehr schlecht (...). Ich konnte nicht zur Arbeit gehen, und ich musste selber Ersatz für mich suchen. Und dann war auch meine Tochter krank. Ich fühlte mich sehr erschöpft (...) und ich hatte einen tiefen Blutdruck. Ich konnte nicht mehr kochen, aber das musste auch gemacht werden. Meiner Tochter musste ich sagen, dass sie Medikamente einnehmen muss, aber sie verweigerte diese zu nehmen. Ich war besorgt, aber ich hatte einfach keine Kraft sie in dem zu begleiten (...). Es entstand eine Familiendiskussion mit meinem Ehemann. Danach fühlte ich mich sehr bedrückt, sehr erschöpft. Es kostete mich viel Kraft zu streiten, denn normalerweise unterhalten wir uns ruhig. Ja, wir haben Probleme in der Beziehung bekommen (...). Die Sprache ist ein grosses Problem für

mich. Die Sprache wirkt sich auf viele anderen Themen aus, aber das grösste Problem ist (...) Also, die Sprache ist auch sehr mit dem Thema Beziehung, partnerschaftliche Beziehung verbunden. Die Sprache ist für mich der Beginn eines Themas, das sich nicht abschliessen lässt. Die Sprache ist erst dann als Thema überstanden, wenn ich meine Beziehung auf eine Ebene führen kann, die entspannt und entkrampft ist, d.h. dass ich auf die Sprache ohne jegliche Hemmung und Schwierigkeiten zurückgreifen kann. Also, wenn ich ungehemmt und ohne Angst vor Schikane die Sprache gebrauchen kann. Und das ist fast unmöglich (...). Wenn man ein Kind hat, kommt schnell die Frage der Erziehung auf. Die Erziehung ist das Produkt der Kultur. Ich habe als Lehrerin eine zu rigide Vorstellung oder eine zu lateinamerikanische Vorstellung, wie die Erziehung sein sollte. Ich war mir immer sehr darüber im Klaren, was die Erziehung betrifft. In der Praxis muss man feststellen, dass wenn zwei Kulturen aufeinandertreffen, muss man mit seinem Partner lernen auszuhandeln, aber auch zu vermitteln. Man muss flexibel sein, offen sein, um gewisse Dinge anzunehmen. Es ist eine tägliche Arbeit. Wenn du z.B. nicht mit etwas einverstanden bist (...), dann denkst du, das kann nicht sein. Dann beginnt die Krise. Man muss permanent an der Beziehung arbeiten, sonst häufen sich die Probleme. Wenn die Kinder heranwachsen, kommen andere Seiten zum Vorschein. Die Forderungen eines Kindes an seine Eltern wachsen auch. Das Kind fordert ebenfalls mit seiner Kultur etwas ein. Warum ist es so und nicht anders? Das Kind aus zwei Kulturen wirft Fragen auf. Das ist gerade mein Moment, meine Krise, wo ich mich befinde.“

In Alma Ruiz' Migrationsbiographie summieren sich eine Vielzahl an Belastungsfaktoren, die sie vorwiegend auf der Beziehungsebene lokalisiert. Die Kindergärtnerin situiert den auslösenden Moment der Erkrankung an einer Depression im Kontext fehlender sozialer Unterstützung und des Alleinseins. Ihre gesamte Familie lebt in Argentinien und von der Familie des Ehemannes fühlt sie sich nicht angenommen. Als sie zuhause ein krankes Kind hatte, sie selber krank wurde und keinerlei Hilfe bekam, stellte sich bald ein Gefühl der Überforderung, der Verunsicherung und der Unzulänglichkeit ein. Um welche Krankheit es sich handelt, führt die Biographin nicht aus. Aber genau in dieser Lebenssituation vermisste sie den dringend benötigten Rückhalt durch die eigene Familie, die aber in Argentinien war. Sie fühlte sich auf sich alleine gestellt. Ihr Mann wird in dieser Lebensphase nicht als unterstützende Person präsentiert. Die Doppelbelastung durch ausserhäusliche und häusliche Arbeit sowie Kindererziehung wirkten sich negativ auf ihren Gesundheitszustand aus.

Zu der schwierigen gesundheitlichen Situation von Alma Ruiz treten die schon zuvor bestehenden Schwierigkeiten in der binationalen Beziehung stärker hervor. Die Biographin leidet unter den Spannungen in der Ehe. Aus der Erzählung geht hervor, dass die lang währende Beziehungskrise mit ihrem Mann, einem Physiker aus der Schweiz, ihre ganze Kraft absorbiert. Kennengelernt hatte sie ihren Mann vor damals 24 Jahren in einem Underground Theater in Buenos Aires. Er bereiste nach Abschluss seines Studiums Südamerika. Sie beschlossen dann, gemeinsam die südamerikanische Reise fortzusetzen. Nach einer kurzen Fernbeziehung heirateten sie. Die berufstätige Biographin migrierte später aus Liebe in die Schweiz.

In Alma Ruiz' biographischer Eigentheorie zu den Gründen der Erkrankung zeigt sich, dass sie die Depression im Kontext von Beziehungsproblemen in einer binationalen Ehe und in einer Verdichtung von Problemlagen einbettet. Finanzielle Probleme hat das Paar nicht, allerdings wird die Kindererziehung als grosses Konfliktfeld

dargestellt. Alma Ruiz thematisiert Probleme, die sich aus ihrer Sicht aus „kulturellen Unterschieden“ ergeben, ohne diese zu spezifizieren. In ihrer Erzählung bleibt sie insgesamt vage. Sie schildert kaum konkrete Probleme oder Situationen, mit Ausnahme von Erziehungsfragen. Aber auch hier bleibt sie eher auf einer abstrakten Beschreibungsebene. Sie rekurriert in der Darstellung der Paarprobleme auf Differenzen in den Wertvorstellungen bezüglich der Kindererziehung. Erwähnt werden soll an dieser Stelle, dass unterschiedliche Erziehungsstile auch bei Eltern mononationaler Beziehungen anzutreffen sind. Insofern können divergierende Erziehungsvorstellungen nicht ausschliesslich auf Kulturdifferenzen zurückgeführt werden. Bei den Streitereien um die Kindererziehung geht es darum, was das Paar der eigenen Tochter mit auf den Weg geben will. Alma Ruiz bringt dabei ihre eigene Sozialisation und damit auch spezifische Aspekte ihrer Herkunftskultur zum Ausdruck. Die Biographin sieht in der Kindererziehung die Wiedergabe der eigenen Lebenseinstellungen und -erfahrungen und damit grosse Unterschiede zwischen ihrem Mann und sich selbst. Ihres Erachtens prägt die Kultur die Erziehung, weshalb sie die unterschiedlichen Erziehungsstile als „kulturelle Unterschiede“ deutet („Die Erziehung ist das Produkt der Kultur“). Alma Ruiz musste bestimmte Vorstellungen über die Erziehung eines Kindes verwerfen, die sie nach Selbstaussage als Lehrerin und Lateinamerikanerin entwickelt hatte und die zuvor orientierend für ihr Leben waren. Weitere kulturelle Differenzen sieht Alma Ruiz hinsichtlich der Adoleszenzphase ihrer Tochter, die im Teenageralter ist. Die Verunsicherung besteht darin, wie sich ihre Tochter in einem argentinisch-schweizerischen Umfeld orientieren und identifizieren wird. Zum Wohle des Kindes zeigt sich Alma Ruiz in der Erziehung des Kindes kompromissbereit und stellt ihre Anschauungen zurück. Die aber dadurch entstandene Unzufriedenheit scheint sich auf die Ehe auszuwirken. Alma Ruiz stellt zu diesem Zeitpunkt ihre Beziehung in Frage. Die Darstellung der Biographin verdeutlicht gleichzeitig, wie bedeutsam die Beziehung zu ihrem Mann ist, die wichtigste Bezugsperson in der Schweiz, und wie sie aufgrund von Beziehungsproblemen aus der Balance gerät.

Ferner greift die migrierte Frau in ihrer Erzählung erneut den Aspekt Sprache auf. Alma Ruiz' Sprachhemmung, von der sie betroffen ist, lässt sich als ein migrationsbiographisch relevantes Thema rekonstruieren, das sich markant auf diverse Lebensbereiche auswirkt. Wie weiter oben bereits ausgeführt, leidet sie unter einer grossen Sprechhemmung. Sie betont dabei mehrmals die Bedeutung der Sprache auch innerhalb der Beziehung. Die Problematik „Sprache“ lässt sich zudem als Thema der binationalen Beziehung benennen. Mit der Migration in die Schweiz vor damals 23 Jahren, erlebte sie eine Verunsicherung, die sich nicht nur auf die Sprachbeherrschung zurückführen lässt. Mit dem Satz: „Also, wenn ich ungehemmt und ohne Angst vor Schikane die Sprache gebrauchen kann“ verweist die Migrantin aus Argentinien auf Abwertungserfahrungen, die sie im Zusammenhang mit ihren Deutschkenntnissen gemacht hat. Es fällt auf, dass sie nicht expliziert, wer sie schikanierte. Vermutlich hat sie sich sowohl im partnerschaftlichen als auch familiären (Schwiegereltern) und gesellschaftlichen Kontext herabgewürdigt gefühlt, was hemmend den Spracherwerb beeinflusste. Alma Ruiz' Spracherfahrungen zeigen Ähnlichkeit mit Veronica Rodriguez' Rassismuserfahrungen in der Ehe, wie bereits erläutert.

Die Analyse zeigt, dass die Biographin Alma Ruiz schon seit Beginn ihres Lebens in der Migration unter natio-ethno-kulturellen Fremdzuschreibungen und Ausgrenzungserfahrungen leidet. Am Beispiel des Zopfbackens veranschaulichte sie, wie

schmerzhaft die Erfahrung ist, sich in der eingetragenen Familie abgelehnt zu fühlen (vgl. Kapitel 8). Alma Ruiz erlebte ihren Ehemann nicht als beschützende und loyale Person, der sie verteidigte oder ihr den Rücken stärkte. Von ihrem Mann habe sie mehr erwartet, gibt sie zu verstehen, was ihre schmerzliche Enttäuschung illustriert.

Vermutlich schätzt die Biographin ihre eigene Sprachkompetenz schlechter ein als sie tatsächlich ist. Als berufstätige Kindergärtnerin ist sie täglich mit der deutschen Sprache konfrontiert, die sie auch gebrauchen muss. Die subjektive Einschätzung, die Sprache nicht gut zu können, gepaart mit dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, von Versagensängsten und negativer Selbstbewertung führen dazu, dass sie nicht über ausreichend Selbstbewusstsein verfügt, um mit ihrem Mann auf Deutsch zu kommunizieren. Die gemeinsame Sprache ist in der damals 24-jährigen Beziehung Spanisch. Erschwerend kommt hinzu, dass sie sich als bildungsnahe Frau selbst unter einen grossen Leistungsdruck setzt, gut Deutsch zu sprechen. Sie ist sich bewusst, aufgrund der ungleichen Beherrschung der lokalen Sprache eine gesellschaftlich schwächere Position einzunehmen, wodurch Minderwertigkeitsgefühle erzeugt werden.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass Alma Ruiz die bestehenden Beziehungsprobleme in der argentinisch-schweizerischen Ehe an der sprachlichen und „kulturellen“ Verständigung festmacht, wodurch die Bedeutung von Geschlechterverhältnissen und Abwertungserfahrungen in der Ehe ausgeblendet werden.

Alma Ruiz' Krankheitserfahrung

Der Hausarzt war ihre erste Ansprechperson als Alma Ruiz merkte, dass sich ihr Gesundheitszustand verändert hatte. Sie vertraute sich ihrem Arzt an. Nach und nach zeichnete sich ein komplexes Leiden ab. Das offene Gespräch über ihre familiäre Situation, über partnerschaftliche Schwierigkeiten, über die Trauer um Verluste und die Blockaden beim Spracherwerb war hilfreich. Er habe ihr zugehört, was ihr viel Kraft gab. Alma Ruiz erzählt, jetzt eine Psychotherapie machen zu wollen. Sie begründet ihre Absicht, eine psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, damit: „Nicht weil etwas Extremes passiert ist oder ich verrückt bin, sondern um reden zu können. In Buenos Aires hat es die höchste Dichte an Psychologen. Das Reden hilft, mit einer Krise umzugehen, und befreit dich, so dass du nicht ganz erdrückt wirst und dich entlastet fühlst.“ Mit dieser Aussage wird eine ambivalente Haltung gegenüber psychischen Erkrankungen sichtbar. Einerseits bekundet sie Offenheit für eine therapeutische Behandlung bei einer Depression. Sie meint, eine Therapie könne sinnvoll und wirksam sein. Sie verweist darauf, dass in ihrem Herkunftsland PsychologInnen bzw. psychiatrisch-psychotherapeutische Fachpersonen stark vertreten sind. Andererseits distanziert sie sich teilweise von der Diagnose, indem sie die Krankheit kaum beim Namen nennt, sondern öfters von Krise spricht. Darüber hinaus stellt sie auch eine Distanz zum Stigma her, das einer Depression anhaftet, indem sie betont, nicht verrückt zu sein.

Das Problem sei, so die Biographin weiter, nicht zu wissen, wo sie in der Schweiz eine psychiatrisch-psychotherapeutische Fachperson finden könne, die Spanisch spreche. Während des Interviews fragte sie mich, ob ich ihr bei der Suche nach einer psychotherapeutischen Fachperson in ihrem Wohnkanton helfen könne. Warum sie ihren Hausarzt nicht um Unterstützung gebeten hat, blieb hier unklar. Ich bot ihr selbstverständlich meine Hilfe an. Gleichzeitig informierte ich sie darüber, im Internet gebe es

zahlreiche PsychotherapeutInnenen-Verzeichnisse mit ihren jeweiligen Sprachkenntnissen.

Am Ende des Interviews erzählte die Biographin, sich sofort angesprochen gefühlt zu haben, als sie eine E-Mail mit Informationen zu meinem Forschungsvorhaben und mit Angaben zu den Suchkriterien für die Studienteilnehmerinnen erhielt. Sie nahm als eine der wenigen Migrantinnen von sich aus Kontakt mit mir auf. Die erst kurz zuvor psychisch erkrankte Migrantin aus Argentinien fügt hinzu:

„Ich betrachtete es als Schicksal, dass du gerade zu diesem Zeitpunkt in mein Leben eintratst. Mir gefällt es sehr, analytisch zu sein und zu erzählen, aber nicht aus dem Ego heraus, sondern aufgrund eines solidarischen Verständnisses. Es hilft, über sich selbst zu reden. Das ist wie in einer Gruppentherapie. Es ist wie (...) selber zu Lösungen zu kommen. Wir sind Menschen und wir wollen verstanden werden, deswegen möchte ich dir meine Geschichte erzählen und hoffe, dass sie anderen hilft.“

Diese Aussage zeigt, dass es für sie hilfreich war, über ihre Migrationsbiographie und Krankheitserfahrung sprechen zu können. Das autobiographisch-narrative Interview stellt offenbar die Möglichkeit zur Selbstreflexion dar. Da sie von sich aus das Bedürfnis äusserte, eine spanischsprechende psychotherapeutische Fachperson aufzusuchen, nutzt sie das Interview, um Neues über sich selber zu erfahren. Bei der Reflexion ihrer Probleme scheint sie zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, die einen stagnierenden Bearbeitungsprozess vorantreiben. Es scheint, als empfinde Alma Ruiz es als erleichternd, sich offen mitteilen zu können. Das dokumentiert ihr Bedürfnis, in ihrem Leid gehört und verstanden zu werden.

Angesprochen auf die subjektive Bedeutung einer Depression sagt Alma Ruiz: „Depression ist, wenn jemand über eine längere Zeit in einer Krise steckt, hoffnungslos ist und keinen Ausweg findet. Aber für mich ist die Depression wie ein Alarm. Das Leben will mir etwas beibringen.“ Die Biographin betrachtet die Depression als eine Entwicklungschance mit einem bedeutsamen persönlichen Lerneffekt. In ihrem Fall zeigt sich zudem, dass sie die Depression als eine Art Aufschrei interpretiert: Die Depression möchte ihr mitteilen, sich um die dahinterliegende seelische Not kümmern zu müssen. In den Interviews wird immer wieder deutlich: Migrantinnen, die der Depression einen Sinn geben und die Krankheit so in ihre Biographie integrieren können, gelingt es, biographische Arbeit zu leisten, um mit Corbin und Strauss zu sprechen (2010: 93).

12.4 Wunsch nach egalitärer Beziehung und enttäuschte Hoffnungen

In vielen Interviews berichten die befragten Migrantinnen von enttäuschten Erwartungen und Hoffnungen bezüglich einer gleichberechtigten Beziehung mit einem Europäer. Bereits in Kapitel 9 wurde die subjektive Erfahrung von Geschlechterungleichheit im Rahmen von binationalen Ehen der Architektin und Kunsttherapie-Studentin Flor Martinez, 42 Jahre alt und aus Kolumbien, dargelegt. Flor Martinez lernte ihren Mann in der kolumbianischen Hauptstadt Bogota kennen. Er arbeitete dort für eine international tätige Organisation. In Kolumbien waren sie zwei Jahre lang ein Paar. Beide waren berufstätig. Als ihr Partner vorschlug, in der Schweiz zu leben, sag-

te sie zu. Ihre Eltern waren nicht damit einverstanden, dass sie unverheiratet migrierte. Dennoch reiste sie gemeinsam mit ihrem damaligen Freund mit einem Touristenvisum in die Schweiz ein. Die Biographin und ihr Partner realisierten schnell, dass sie nur durch Heirat ihre binationale Beziehung weiterführen konnten, und so heirateten sie in der Schweiz. Flor Martinez setzt sich mit dem Geschlechterverhältnis in ihrer über 19 Jahre andauernden binationalen Ehe auseinander. Nachfolgendes Zitat zeigt das besonders anschaulich:

„Die Schweizer Männer sind konservativ. Die ganze Familie meines Mannes ist konservativ. Sie sind vier Männer, d.h. drei Söhne und der Vater, also vier Männer. Mein Schwiegervater war im Militär. Er war auch ein Machista. Es ist schwer, weil (...) die Frau ist unterdrückt. Sie kann nicht viele Entscheidungen treffen, und das kann ich nicht akzeptieren. Ich denke, dass wenn zwei Menschen zusammenleben wollen und die gleiche Vision haben, dann ist es gut. Aber wenn sie unterschiedliche Vorstellungen haben, dann wird es schwer. Anders ist es, wenn man Kinder hat. Hier muss man im Sinne der Kinder handeln, ihnen ein familiäres Klima geben. Gleichzeitig müssen beide Partner sich weiterentwickeln dürfen. Ich akzeptiere nicht, dass der Mann zur Frau sagt, dass sie zuhause bleiben muss, nur weil sie die Mutter ist. Wenn die Frauen sich das wünschen, ist es was anderes. Aber oftmals wünschen es sich die Frauen gar nicht nur zuhause zu bleiben. Mein Mann möchte, dass die Kinder immer mit ihrer Mutter zusammen sind. Ich dachte auch, dass ich mit meinen Kindern zusammenbleiben möchte. Aber im Alter von 39 Jahren stellte ich fest, dass meine beruflichen Träume und Interessen immer noch da waren und wollte meine Karriere fortsetzen. Ich bekam aber keine Unterstützung von meinem Mann. Er unterstützte mich nicht in meinem Vorhaben. Er unterstützte mich zwar moralisch, aber nicht finanziell. Er sagte, dass er das Geld für die Ausbildung unserer Kinder sparen wolle. Ich konnte nicht auf die Hilfe meiner Eltern zählen und auch nicht auf die Hilfe meines Mannes und (...) ich verzweifelte. Ich fiel in ein Loch (...). Ich dachte, dass es möglich sein müsse, Kinder zu haben und sich als Mensch beruflich weiterentwickeln zu können. Ich will nicht 50 Jahre alt werden und mich fragen, was ich aus meinem Leben gemacht habe und dann eine unglückliche Frau sein, wie es meine Mutter war, die mit einem Machista verheiratet war. Bei uns Zuhause herrschte eine grosse Machista-Kultur. Mein Vater war sehr Machista. Und er war ein Alkoholiker. Jeden Tag kam er besoffen nach Hause und schlug meine Mutter. Wir lebten in Angst bei seiner Ankunft. Immer wenn er kam, rannten wir davon. Wir hatten Angst.“

In ihrer Erzählung werden Gewalterfahrungen auf der Ebene des Geschlechterverhältnisses im Herkunftsland und in der aufnehmenden Gesellschaft reflektiert und als eine zentrale gesellschaftliche Machtstruktur dargelegt. Ausgehend von ihrem Vater, der als gewalttätiger, alkoholkranker Macho beschrieben wird, schildert Flor Martinez auch ihre Beobachtungen zum Verhältnis von Männern und Frauen bei ihren Schwiegereltern, um dann ihr eigenes Verständnis der Rollenverteilung in ihrer binationalen Ehe auszuführen. Gleichzeitig wird die „Schweizer Kultur“ als Erklärungsmuster herangezogen, um bestehende Beziehungsprobleme im Zusammenhang mit ungleichem Rollenverständnis und Geschlechterdifferenzen zu beschreiben. Auffallend ist erneut die stark verallgemeinernde Beschreibung des Rollenverhaltens von Männern. Nicht nur in dieser Passage, sondern in ihrer gesamten Erzählung werden

sowohl kolumbianische wie auch Schweizer Männer als konservativ und Machos kategorisiert. Die Biographin thematisiert ein machohaftes Unterdrückungsverhalten in ihrer Herkunftsfamilie wie auch in ihrer angeheirateten Familie. Dabei macht sie deutlich, dass ein solches Verhalten, das sie von ihrem Schwiegervater ausgehend auf alle Schweizer Männer generalisiert, nicht akzeptiert. Sie distanziert sich deutlich von unterdrückenden Geschlechterverhältnissen in Kolumbien und in der Schweiz.

Deutlich wird in mehreren biographischen Schilderungen, dass die befragten Frauen aus Lateinamerika mit Vätern aufwuchsen, denen eine Macho-Ideologie zugeschrieben wird. Durch die Ehe mit einem Schweizer Mann hofften viele, eine gleichberechtigte und auf Achtung basierende Partnerschaft eingehen zu können, in der Kinder und berufliche Entfaltung möglich sind. Flor Martinez wollte nach Selbstausage nicht die Erfahrungen ihrer Mutter wiederholen, in einer Familie mit konservativer Rollenverteilung und von männlicher Dominanz geprägt. Obwohl beide Eltern in der gleichen Schuhfabrik und im gleichen Umfang arbeiteten, war die Frau für die Familienarbeit trotz Erwerbstätigkeit verantwortlich. Flor Martinez' starkes Ablehnen der Macho-Ideologie und der ungleichen Geschlechterverhältnisse in ihrem Herkunftsland lässt sich nicht nur im Kontext der Misshandlungen an der Mutter durch den Vater erklären. Ein weiterer Faktor, warum die Biographin das Machoverhalten verabscheut, ist, dass ihr älterer Bruder, ein anerkannter Künstler in Kolumbien, als Homosexueller sowohl vom Vater als auch sonst gesellschaftlich abgelehnt wurde. Die Ausgrenzung und Stigmatisierung ihres geliebten Bruders belastete sie und schmerzte sie insbesondere als Jugendliche sehr.

Flor Martinez' Aussage, Schweizer Männer seien konservativ, lässt erkennen, dass ihr Mann eine Ehe nach traditionellem Muster führen wollte. Während er die Rolle des Brotverdieners einnahm, sprach er seiner kolumbianischen Ehefrau die Rolle der Hausfrau und Mutter zu, ähnlich wie im Fall von Amalia Torres. Obwohl Flor Martinez mit einem abgeschlossenen Architekturstudium und ersten Berufserfahrungen in die Schweiz migrierte, fand sie keine ihrer Qualifikation entsprechende Arbeit. Sie ist als Architektin von beruflicher Exklusion betroffen, wie wir in Kapitel 9 bereits sehen konnten. Der berufliche Ausschluss bewirkte ein eheliches Machtverhältnis, das die Biographin in die Rolle der finanziell abhängigen Ehefrau drängte. Sie selber führte die Erkrankung an einer Depression auf Berufsausschluss und die damit verbundenen ökonomischen Schwierigkeiten zurück. Ihre finanzielle Abhängigkeit, trotz Teilzeitarbeit im Niedriglohnsektor, wirkt sich dabei hemmend auf eine partnerschaftliche Rollenverteilung aus. Die Erwerbsmöglichkeiten waren auch aufgrund der ihr durch ihren Mann zugewiesenen Rolle als Mutter, die alleine für Familienarbeit zuständig ist, zusätzlich eingeschränkt. Ihr Wunsch nach Selbstverwirklichung im Beruf blieb zwar über einen langen Zeitraum hinweg unerfüllt, sie gab diesen aber nicht auf.

Flor Martinez präsentiert sich in der Erzählung als Migrantin, die ungeachtet zahlreicher biographischer Herausforderungen ihre Zufriedenheit nicht von ihrem Mann abhängig machen will. Sie möchte ihm beweisen, dass sie auch ohne seine Unterstützung zurechtkommt. Als Strategie, um ihre beruflichen Lebensziele zu erreichen, orientiert sie sich beruflich neu und beginnt im Alter von 39 Jahren eine Ausbildung als Maltherapeutin. Ihre Kinder waren damals sechs und vier Jahre alt. Die Schwierigkeiten, eine Ausbildung und Familienarbeit zu vereinbaren, löst die Biographin auf individueller Ebene, statt sich mit ihrem Mann über die familiäre Rollenverteilung auseinanderzusetzen und ihn verstärkt in die Familienarbeit einzubeziehen.

Die Verweigerung ihres Mannes, sie bei ihrer beruflichen Weiterentwicklung finanziell zu unterstützen, schildert die Biographin als eine Erfahrung der Ungerechtigkeit innerhalb der binationalen Ehe. Diese als schmerzhaft erlebte Erfahrung ist darüber hinaus mit fehlender finanzieller Autonomie verbunden, was ihr seelisches Leiden verstärkt.

Flor Martinez beschreibt am Ende des Textausschnitts eine extreme psychische Belastungssituation, als sie als Kind zusammen mit ihrem älteren Bruder und ihrer jüngeren Schwester in Bucaramanga, im Nordosten Kolumbiens, aufwuchs. Die Biographin präsentiert ihre Mutter, ihre Geschwister und sich selber als Opfer häuslicher Gewalt aufgrund des Alkoholismus des Vaters. Das Miterleben der Gewalt gegen die Mutter wird im Interview als eine zentrale biographische Erfahrung dargestellt. Flor Martinez zeigt mit der Feststellung: „Wir lebten in Angst bei seiner Ankunft. Immer wenn er kam, rannten wir davon. Wir hatten Angst“ ein als auf einer psychischen Ebene gelagertes und als solches erkanntes Problem. Mit der Rekonstruktion negativer Ereignisse im Kontext von häuslicher Gewalt gelingt es der Biographin, ihre damals erlebten Gefühle von Angst, Ohnmacht, aber auch Wut auszudrücken. Flor Martinez erhebt dabei deutlich Anklage gegen die ungerechte und entwürdigende Behandlung ihrer Mutter durch den Vater. Weiter oben zeigte sich, dass Flor Martinez Mühe hat, sich anderen anzuvertrauen. Der Verlust von Vertrauen in andere Menschen kann hier als Folge des Miterlebens von Gewalt gegen die Mutter interpretiert werden. Die negativen Erfahrungen in der Kindheit erklären möglicherweise das fehlende Vertrauen in Fachpersonen und die Verweigerung der Inanspruchnahme professioneller Unterstützung.

Ihren Vater beschreibt sie an anderer Stelle als kontrollierend und einengend. Sie durfte keine Freundinnen mit nach Hause bringen. Er war allen gegenüber aggressiv, nur bei ihr hielt er sich zurück, da sie sein Lieblingskind war, wie sie sagt. Möglicherweise entwickelte sie Schuldgefühle gegenüber ihren beiden anderen Geschwistern. Sie schildert ihre Kindheit vor der Folie ihrer Angstgefühle. Als Kind häusliche Gewalt miterleben zu müssen, erweist sich als eine lebensbelastende Erfahrung:

„Ich war eine Person, die sich von diesem Leiden isolierte. Heute verstehe ich es auf diese Weise. Als Kind verhielt ich mich wie ein kleines Tier, das sich instinktiv verhielt, sich versteckte, sich die Ohren zuhielt, um keine bösen Worte hören zu müssen und um sich in seinem Inneren zu verstecken und um keine Angst zu haben.“

Die Biographin verdeutlicht in diesem Zitat erschütternde, tiefgreifende und verwandelnde innere Erlebnisse. Als Kind entwickelt sie Überlebensstrategien im Umgang mit einem gewaltausübenden Vater. Flor Martinez beschreibt, als kleines Mädchen versucht zu haben, sich innerlich vom Geschehen zu distanzieren. Hier zeigt sich, dass sie auf Selbstisolation als Schutz recurrierte. Sie zog sich in sich zurück, um so die familiäre Situation bewältigen zu können. Gleichzeitig erklärt sie hiermit, warum sie keine Hilfe im Umgang mit der Depression in Anspruch nehmen wollte: Sie ist bereits als Kind auf sich selbst zurückgeworfen worden und hat gelernt, auf sich selbst zu zählen.

Der Kinder- und Jugendlichenpsychiater Karl Heinz Brisch (2013: 182) verweist darauf, dass Kinder, die in der Familie Gewalt gegen die Mutter miterleben, einem erhöhten Risiko für eine Depression ausgesetzt sind. In Flor Martinez' Narration doku-

mentiert sich eine biographische Verletzungsdisposition, um mit Schütze (2006: 215) zu sprechen, die in der Kindheit durch das Miterleben von Gewalt entstand. In meiner soziologischen Untersuchung habe ich zwar den Fokus auf gesellschaftliche Bedingungen gerichtet, die für das Entstehen einer Depression mitverantwortlich sind. In den untersuchten Erzählungen finden sich aber vielfach Hinweise darauf, wie am Beispiel von Flor Martinez, dass eine Depression oft ein multifaktorielles Geschehen ist. So zeigt sich in den rekonstruierten Lebensgeschichten einiger Migrantinnen aus Lateinamerika, dass bei einer Depressionserkrankung gesellschaftliche und psychologische Faktoren zusammenkommen.⁶

Insgesamt haben drei Migrantinnen in ihren Biographien leidvolle Erfahrungen mit häuslicher Gewalt aufzuweisen. Eine Frau erlebte Gewalt durch ihren Ehemann. Die frühen biographischen Belastungen sind auf den Zusammenhang von Gewalt und einem hohen Alkoholkonsum von Vätern zurückzuführen. Die Gewalterfahrung rief ein Gefühl der Machtlosigkeit hervor, das ist diesen drei Frauen gemeinsam. Dass das Erleiden gewalttätiger Konflikte in der Familie und alkoholabhängige Elternteile Spuren bei den heranwachsenden Frauen hinterlassen, sei hier unbestritten. Aufgrund des vorliegenden Materials kann nicht gesagt werden, ob und inwieweit diese Erlebnisse verarbeitet sind. Ist die Kindheit allerdings durch belastende Ereignisse geprägt, wird die Vulnerabilität gegenüber späteren psychischen Erkrankungen erhöht (Hammen 1999: 130). Gemeinsam ist allen drei Migrantinnen zudem, dass sie sich eine egalitäre und von Liebe getragene Beziehung wünschten, die sie mit einem Schweizer bzw. einem Europäer zu verwirklichen hofften. Alle drei Lateinamerikanerinnen gaben zudem eine partnerschaftliche Orientierung als Migrationsmotiv an.

Sol Alvarez: „Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt.“

Die Venezolanerin Sol Alvarez ist die Schwägerin von Flor Martinez aus Kolumbien. Ihre Ehemänner sind Brüder und aus Sicht von Flor Martinez sehr konservativ. Beide Frauen lernten ihren Mann im jeweiligen Herkunftsland kennen. Trotz ihrer Verwandtschaft pflegen beide Frauen keine enge Beziehung. Sol Alvarez' Mann arbeitete in einem international tätigen Grossunternehmen in der venezolanischen Hauptstadt Caracas. Flor Martinez' Mann hatte in der kolumbianischen Hauptstadt Bogota eine Anstellung in einer NGO angenommen. Wie oben deutlich wurde, beschreibt Flor Martinez ihren Mann und seinen Bruder als konservative Männer, für die traditionelle Werte eine grosse Rolle spielen. Sol Alvarez setzt in der nachfolgenden Passage die Kategorie „Schweizer Ehemann und seine Kultur“ als Erklärungsmuster für entstandene Probleme in der binationalen Beziehung ein:

„In Lateinamerika war mein Ehemann offener zu mir. In der Schweiz hingegen wurde er verschlossener und trockener. In Venezuela war er mir gegenüber aufmerksam und war für mich da, aber in der Schweiz wurde er anders. Ich weiss nicht, ob alle Männer so sind oder nur diejenigen, die Frauen aus Lateinamerika heiraten, aber ich glaube, dass diese Männer eine mentale Blockade nach der Heirat haben. Einmal verheiratet, ist die Frau nicht mehr die Freundin, die Partnerin, sondern nur noch die Ehefrau, die sich um die Kinder kümmern muss. Es gibt kein Partnerschaftsleben mehr. Nach der Geburt

6 Auf biologische Faktoren kann in dieser Arbeit nicht eingegangen werden.

der Kinder fühlte ich mich sehr alleine gelassen von ihm (...). Sobald du heiratest, bist du nicht mehr eine Frau, sondern die Mutter seiner Kinder. Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt, weil (...), wenn die Frau einmal in die Schweiz ankommt, fühlt sie sich hier unbedeutend. In Lateinamerika kommt man alleine zurecht, man geht raus und die Menschen schließen dich ein. In Lateinamerika macht sich die Frau schön, bevor sie aus dem Haus geht, alle machen sich zurecht. Hier macht sich eine Frau schön und die Leute schauen dich fragend an, so in der Art: ‚Was willst du hier?‘ und lassen dich fremd fühlen. Und dann verhält sich dein Ehemann kalt, ja, richtig abweisend. Sobald die Kinder da sind, verändert sich der Schweizer Ehemann. Er ist trocken, kühl und behandelt dich nur noch als Mutter seiner Kinder und nicht mehr als Frau. Ich denke, dass das ein Problem ist.“

Sol Alvarez führt hier an, dass sich ihr Mann nach der Einreise in die Schweiz anders verhält als in Venezuela, wo sie gemeinsam sechs Jahre als Paar und als Familie gelebt hatten. Sie führt das drastisch veränderte Verhalten ihres Mannes einerseits auf die Migration, andererseits auf die Eheschließung und Familiengründung zurück. Aus der Sicht der Biographin schaffte ihr Mann eine Distanz zu ihr, die erst mit dem Zuzug in die Schweiz spürbar wurde. Sie verweist auf interpersonale Probleme, indem sie ihren Mann als zu kalt und abweisend beschreibt. Die Biographin erlebt mit ihrem Mann kein „Wir-Gefühl“ mehr und empfindet diese Entfremdung als schmerzhaft. Das Paar hatte ein eher traditionelles Geschlechterverständnis. Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz weist der Ehemann seiner Frau die alleinige Rolle als Mutter von zwei Kleinkindern zu, während er seiner Arbeit nachgeht. Ihr Mann hält sich aber wenig zuhause auf. Die freie Zeit wird nicht gemeinsam gestaltet. Sol Alvarez beklagt fehlende Kommunikation in der Paarbeziehung und fühlt sich über einen langen Zeitraum allein gelassen.

Ein wesentlicher Teil der Beziehungsprobleme entzündete sich an den unterschiedlichen Erwartungen, Bedürfnissen und Vorstellungen an ein Familien- und Paarleben. Sol Alvarez honoriert zwar den Arbeitseinsatz ihres Mannes in der Firma und die sich daraus ergebende ökonomisch gute Lebenssituation, aber sie fühlt sich zugleich als Ehefrau vernachlässigt. Der Mann scheint seine Frau in der Mutterrolle verharrend wahrzunehmen, wodurch er sie nicht mehr als Frau sieht. Das kann auch in mononationalen Beziehungen vorkommen. Sol Alvarez zeigte sich ursprünglich einverstanden mit der klassischen Rollenverteilung und kümmerte sich als Hausfrau um die Familienarbeit. Doch in der Schweiz tut sie sich damit schwerer. Vermutlich hängt es damit zusammen, dass sie sich gesellschaftlich nicht akzeptiert und in der Beziehung auch nicht angenommen fühlt, was den migrationsspezifischen Aspekt dokumentiert. Die Mutter von zwei kleinen Kindern erhält für die Familienarbeit kaum Unterstützung von ihrem Mann. Ohne soziale Kontakte und ohne familiäre Unterstützung fühlt sie sich auf sich alleine gestellt. Sol Alvarez erlebt sich in einer unglücklichen Paarbeziehung. Ihre Darstellung zeigt Ähnlichkeit mit Amalia Torres' Erfahrungen, die in der Fallrekonstruktion ausführlich präsentiert wurden.

So wie bereits andere Biographinnen, setzt auch Sol Alvarez „Kultur“ als Erklärungsmuster ein. Die migrierte Frau aus Venezuela rekurriert selber auf „kulturelle Unterschiede“, um sich das veränderte Verhalten ihres Mannes zu erklären. Interessant ist, dass diese Kulturdifferenzen erst nach der Migration herangezogen werden. Durch Sol Alvarez' Fokussierung auf kulturelle Differenzen in der zwölf Jahre

andauernden Beziehung bleiben die Aspekte Bildungsgrad, soziale Herkunft und Altersunterschied unbeachtet. Die Paar-Probleme stehen möglicherweise auch im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Herkunftsmilieus: Die Frau aus Venezuela besuchte im Unterschied zu den meisten befragten Studienteilnehmerinnen keine Universität, sondern schloss eine Coiffeuse-Ausbildung ab. Ihr Ehemann ist Geschäftsmann mit Hochschulabschluss. Sol Alvarez ist 20 Jahre jünger als ihr 50-jähriger Mann und stammt aus einer venezolanischen Arbeiterfamilie, während ihr Mann aus der Mittelschicht kommt.

Die Biographin stellt einen Zusammenhang zwischen Depression und binationaler Ehe her („Ich glaube, dass der Schweizer Ehemann dazu beiträgt, dass die Frau aus Lateinamerika eine Depression entwickelt“). Sol Alvarez empfindet es als problematisch bzw. als krank machend, eine Ehe mit einem Mann zu führen, von dem sie sich abgelehnt fühlt, und sich gleichzeitig auch mit gesellschaftlicher Ablehnung auseinandersetzen zu müssen. Sie beschreibt ihren Mann als eine Person, die sich nicht in ihre migrationsbedingte emotionale Situation einfühlen kann. Sie fühlte sich nach der Migration alleingelassen in der Beziehung, obwohl sie seine Zuwendung brauchte. Eine Erfahrung, die von anderen Migrantinnen geteilt wird und in der Fallrekonstruktion von Amalia Torres ausführlich dargelegt wurde.

Die Biographin bringt in ihrer Erzählung zum Ausdruck, das Leiden in der binationalen Ehe sei so gross, dass sie verallgemeinernd zu dem Schluss kommt: Die Beziehung zu einem Schweizer Mann kann eine Depression auslösen. Da sie als Migrantin mit einer ablehnenden Haltung konfrontiert ist, fühlt sie sich ausgeschlossen und nicht dazugehörig.

12.5 Ungleichgewicht im Kontext einer binationalen Ehe und die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Wie in Amalia Torres' Fallrekonstruktion und in anderen Erzählungen deutlich wurde, ist auch Valentina Navarros Ehe mit einem Schweizer Mann nach der Migration in die Schweiz von einem grossen Ungleichgewicht gekennzeichnet. Ihre Beziehung mit einem Schweizer hielt insgesamt zwölf und die Ehe elf Jahre, bevor sie geschieden wurde. Die 37-jährige Venezolanerin konstatiert:

„Erwartungshaltungen sind schwer zu ertragen. Der Mann erwartet etwas, die Gesellschaft und auch die Familie in Lateinamerika erwartet etwas. Sie denken, dass eine Frau ganz glücklich in der Schweiz wird, weil sie einen Europäer geheiratet hat und sich dadurch ihre Lebensqualität verbessert hat. Aber sie wissen nicht, wie die Situation in Wirklichkeit ist. Sehr oft kommt es vor, dass Frauen ihren Familien nicht sagen, wie es tatsächlich ist, weil es ihnen peinlich ist. Sie spielen ihnen vor, dass alles sehr gut ist. Aber die Wahrheit ist, dass 60 % der Frauen, die ich kenne, unglücklich und sehr unzufrieden in ihren Beziehungen sind. Leider können diese Frauen keine Lösung finden. Darum hatte ich auch verschiedene Probleme in meiner Beziehung, da mein Mann emotional nicht in Ordnung war, unzufrieden war (...), dann ist auch keine gesunde Ehe möglich. Dann kamen zusätzliche Probleme dazu. Er wollte, dass ich von ihm abhängig bleibe.“

Und an anderer Stelle:

„Meine Mutter war eine der ersten Frauen, die in Trujillo eine Universität besuchen konnte. Meine Mutter ist eine emanzipierte und unabhängige Frau. Sie war anders als die anderen Frauen, sie war politisch engagiert, in Gewerkschaften tätig, sehr emanzipiert und daher wurde sie oft kritisiert. Die anderen Leute aus dem Städtchen dachten, dass meine Mutter verrückt sei, es sei nicht normal, da sie nicht der traditionellen Rolle einer Frau entsprach, die von ihr erwartet wurde. Meine Mutter hat sehr gegen dieses traditionelle Bild einer Frau gekämpft und ihren Kindern beigebracht, nicht von einem Mann abhängig zu sein. Der Mann ist ein Partner, nicht der Retter, lehrte sie uns. Ich machte mit einem Schweizer auch eine gute Erfahrung, denn ich merkte, dass er einer Frau mehr Respekt entgegenbringt als Männer aus Venezuela. Gewisse Männer sind sehr dominant in Venezuela. Sie machen, was sie wollen. In einer kleinen Stadt wie in meiner Heimatstadt ist der Machismo sehr stark verbreitet. Wenn dann Lateinamerikanerinnen ihr Leben in der Schweiz aufbauen wollen, beginnen andere Probleme. Sie merken mit der Zeit, dass ein grosses Problem in ihrem Leben mit ihrem Partner zu tun hat. Schweizer Männer haben eine andere Kultur. Sie profitieren vom Vorteil, den sie haben. Das habe ich selber erlebt, denn bei der Trennung sagte mir mein Mann, dass ich nicht versuchen solle, zum Gericht zu gehen, denn er ist Schweizer, er hat Geld und er spricht Deutsch. Ich hingegen sei eine Ausländerin, habe kein Geld und spreche nicht gut Deutsch. Und dann sagte er: ‚Deshalb bleibst du ruhig.‘ Ich fand eine gute Anwältin. Sie hat meine Rechte geschützt. Ich hätte viel mehr von meinem Mann bekommen können, aber ich wollte nicht so lange kämpfen. Zum Glück habe ich mindestens meine Rechte bekommen, weil viele andere Frauen ein Dokument unterschreiben, weil sie Angst haben, wenn ein Mann so was sagt. Dann akzeptieren sie alles, was der Mann sagt, aus Angst (...). Das ist auch ein Grund, der viele Frauen in die Depression führt. Weil (...) die Frau ist nicht in der gleichen Position wie der Partner. Es stimmt, dass es Leute gibt, die profitieren, aber nicht alle. Wenn ich sehe, dass es junge Frauen gibt, die Männer heiraten, die nicht attraktiv sind. Da frage ich mich, wer mehr profitiert. Vielleicht bekommt sie ein paar Hundert Franken, um sich Schuhe zu kaufen, aber der Mann hat ein Sexualobjekt zuhause, das er benutzen kann, wie er es möchte. Wenn er sich eine Prostituierte und eine Putzfrau leisten würde, wäre dies für ihn viel teuer. Nicht alle Frauen heiraten solche Männer. Viele Frauen heiraten aus Liebe. Die meisten Frauen aus Lateinamerika werden aber in der Gesellschaft so dargestellt, dass sie sich nur einen Reichen angeln und nur profitieren wollen. Die Wahrheit ist aber, dass beide profitieren. Manchmal profitiert der Mann sogar mehr.“

Valentina Navarro, geschieden und ohne Kinder, macht in dieser Passage ihr emanzipatives Selbstverständnis deutlich, das ihr ihre Mutter vorlebte. Die Mutter, die aus einer ökonomisch gut situierten Familie stammt, studierte Soziologie und Sozialarbeit. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Valentina Navarros Mutter 57 Jahre alt, ihr Vater, aus einer Familie mit wenig Geld stammend, ist 58 Jahre alt. Er arbeitet als Techniker und ist gegenwärtig verantwortlich für die Instandhaltung von öffentlichen zentralen Plätzen („Plazas“) in Trujillo und Umgebung. Die Eltern liessen sich scheiden, als Valentina Navarro drei Jahre alt war. Mit ihrem Stiefvater hat sie mehr Kontakt als mit dem Vater. Der Stiefvater ist in der Politik aktiv, wie auch die Mutter. Er ist Lehrer an einem Gymnasium und unterrichtet an der Universität einige Stunden pro

Woche und arbeitet auch als Gemeinderat. Mit dem Betonen der aktiven Beteiligung ihrer Mutter am sozialen und politischen Kampf gegen Ungleichheit, Unterdrückung und für mehr Gleichberechtigung in einem Land, in dem nach Selbstaussage der Biographin der Machismo in den 1970er und 80er Jahren noch stärker ausgeprägt war als heute, zeigt Valentina Navarro ihre Erwartung an Geschlechterverhältnisse innerhalb einer ehelichen Partnerschaft. Anhand ihrer Erziehung verweist die Venezolanerin darauf, keine geschlechtsspezifische Rollenerwartung erfüllen zu wollen. In allen Biographien, die ich in dieser Studie untersuchte, war mit der Eheschliessung mit einem Schweizer bzw. Europäer der Wunsch nach einer egalitären Beziehung verbunden. Aus den Interviews geht hervor, dass das Rollenverständnis der meisten Ehemänner aber geschlechtsspezifisch ist und der traditionellen Vorstellung der Rollenaufteilung entspricht.

Valentina Navarro illustriert deutlich, dass ihr Mann sie nicht als gleichwertigen Menschen in der Beziehung sieht. Die Biographin zieht ebenfalls die „Kultur des Schweizer Ehemanns“ als Erklärung heran, um ihre Konflikte in der binationalen Ehe zu verdeutlichen. Um die Konfliktebene in der Ehe darzustellen, bezieht sie sich nicht nur auf „kulturelle Differenzen“ in der Paarbeziehung. Vielmehr betont sie das ungleiche Machtverhältnis zwischen einem Schweizer Mann und einer Migrantin. Die Biographin kritisiert die Machtkonstellation in der binationalen Ehe, indem sie aufzeigt, wie ihr Mann das ökonomische Nord-Süd-Gefälle als Machtressource einsetzt, um sie als „Wirtschaftsmigrantin“ zu diskreditieren. Mit den Worten „er ist Schweizer, er hat Geld und er spricht Deutsch. Ich hingegen sei eine Ausländerin, habe kein Geld und spreche nicht so gut Deutsch. Und dann sagte er: „Deshalb bleibst du ruhig““ veranschaulicht sie, wie ihr Mann seine Machtposition ausspielt. Valentinas Erzählung macht deutlich, dass Macht mit rassistischer Abwertung und Degradierung einhergeht.

Aus der Perspektive der Biographin lässt sich im Kontext der Machtasymmetrie innerhalb einer binationalen Ehe die Erkrankung an einer Depression verorten („Dann akzeptieren sie alles, was der Mann sagt, aus Angst (...). Das ist auch ein Grund, der viele Frauen in die Depression führt. Weil (...) die Frau ist nicht in der gleichen Position wie der Partner.“). Hier wird auch eine migrationsspezifische Angst vor den rechtlichen Folgen einer Scheidung deutlich. Insbesondere Frauen mit Kindern befürchten aufgrund ihrer Unkenntnis der Rechtslage mögliche aufenthaltsrechtliche Konsequenzen nach der Scheidung. Als ich Valentina Navarro frage, ob sie weitere Krankheitsursachen sieht, erzählt sie, sich in der Schweiz frustriert zu fühlen. In ihrem Herkunftsland hatte sie eine Arbeit, eine Wohnung, verdiente genügend Geld und „ich hatte da mein Leben“, wie sie sagt. In der Schweiz fühle sie sich wie eine Analphabetin, da ihre Sprachkenntnisse nicht so gut seien – ein Gefühl, das von mehreren Studienteilnehmerinnen geteilt wird. Ihre Berufserfahrungen würden zudem nicht anerkannt, weshalb sie eine neue Ausbildung beginnen müsse.

Das gelebte Machtverhältnis in der venezolanisch-schweizerischen Partnerschaft zeigt sich auch daran, dass sich Valentina Navarro mit dem sozioökonomischen Stigma, welches Frauen aus Lateinamerika anhaftet, konfrontiert sieht. Auch sie widersetzt sich vehement dem Vorwurf, einen Schweizer geheiratet zu haben, weil sie der Gier nach Geld unterlegen und einzig an einer Anhäufung materieller Gütern interessiert sei. Gemeinsam ist allen Biographinnen, dass sie sich nicht als „Armutsmigrantinnen“ stigmatisieren lassen wollen, indem sie ihre Ausbildung und Berufserfahrungen

gen hervorheben, wie am Fallbeispiel von Amalia Torres bereits ausführlich dargelegt wurde. Neben dem Thematisieren von Machtverhältnissen und „Kultur“ als Schwierigkeiten für die Paarbeziehung, definiert Valentina Navarro die binationale Ehe als problematisch, indem sie berichtet, ihr Mann sei schon zu Beginn der Beziehung psychisch vorbelastet gewesen. Auf Nachfrage berichtet sie, dass er mit Drogenproblemen zu kämpfen hatte.

Nach der Trennung von ihrem Mann stand sie vor einem Scherbenhaufen, resümiert sie ihr Leben zum damaligen Zeitpunkt. In dieser Zeit konnte sie zwar auf Freundschaften zählen, erlebte aber die Trennungsphase ohne Familienangehörige als belastend. Rückblickend fasst sie ihre damalige Situation wie folgt zusammen:

„Es kamen so viele Sachen zusammen. Ich wollte nicht in der Schweiz bleiben, aber ich konnte auch nicht nach Venezuela zurückkehren, aufgrund der politischen Situation im Land. Es hätte dort keine Arbeit gegeben. Das war das Schlimmste. In Venezuela war ich motiviert, ich hatte viele Arbeitskolleginnen. Wenn jemand Selbstbewusstsein hat, haben die Leute eine andere Meinung über dich. Hier fehlt mir dieses Selbstbewusstsein. Ich fühle mich nicht wertgeschätzt.“

Aufgrund der gegenwärtigen politischen und ökonomischen Probleme in Venezuela ist eine Rückkehr in ihr Land ausgeschlossen. Gleichzeitig illustriert Valentina Navarro mit der Gegenüberstellung ihres Lebens „hier“ und „dort“ deutlich ihren grundlegenden Schmerz in der Schweiz: die Erfahrung fehlender Wertschätzung als Mensch.

Valentina Navarro: „Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen.“

Die Biographin entwickelte noch während der Ehe eine Depression, die aber nicht diagnostiziert wurde. Erst als sie sich von ihrem Mann getrennt hatte, wurde die Diagnose Depression gestellt. Sie erzählt, dass der Scheidungsrichter bei Gericht festlegte, wieviel Alimente ihr Ehemann zu bezahlen hatte. Zugleich empfahl er ihr, eine Berufsberatung aufzusuchen. Valentina Navarros Anwältin legte ihr zudem nahe, einen Arzt aufzusuchen. Als sie zur Berufsberatung ging, riet ihr die dort arbeitende Psychologin ebenfalls dazu, eine psychotherapeutische Fachperson zu konsultieren. Als eine Schweizer Psychotherapeutin ihr, zehn Jahre nach der Migration, eine Depression diagnostizierte und ihr eine ein bis zwei Jahre dauernde psychotherapeutische Behandlung nahelegte, beschloss sie, keine Psychotherapie zu machen. Diese Ablehnung begründet Valentina Navarro wie folgt:

„Ich wollte diese Psychotherapie nicht machen, weil ich mich gerade in der Scheidung beim Gericht befand und ich hatte Angst, dass mein Mann von der Situation profitiert hätte. Ich konnte es mir nicht leisten, weil ich alleine in der Schweiz war. Die Psychologin empfahl mir die Scheidung zu unterbrechen, mit dieser Geschichte aufzuhören und eine Pause einlegen und wenn es mir wieder besser geht, weiterzumachen (...). Aber ich wollte das nicht, denn ich kenne meinen Mann. Ich konnte es mir nicht leisten, weil er versucht hätte, mir Geld zu unterschlagen. Er wollte sogar nach Deutschland gehen, um nicht für mich zahlen zu müssen. Es wäre schlimmer gewesen. Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen. Sie sagte mir, dass ich meiner Gesundheit die Priorität geben soll. Aber wie soll ich

mich um meine Gesundheit kümmern, wenn ich dadurch vielleicht meine Aufenthaltsbewilligung riskiere? Ich bin da skeptisch. Sie versteht nicht die Situation. Lateinamerikanische Migrantinnen suchen keine Hilfe auf, da sie nicht glauben, dass Spezialisten helfen können. Ich habe schon mehrere Frauen kennengelernt, die eine chronische Depression haben. Und die Leute denken, dass sie anders geworden sind, aber sie wissen nicht, dass die Gesellschaft einen Einfluss hat, dass die Frauen kein psychisches Gleichgewicht mehr haben.“

Anzumerken ist hier zunächst, dass Valentina Navarros Leben nach der Trennung von ihrem Mann von einer biographischen Unsicherheit geprägt war. Ökonomische, soziale und aufenthaltsrechtliche Bedingungen in der Migration, gepaart mit beruflichen Zukunftsängsten, führten zu einer hohen Belastungssituation, was psychisches Leiden verursachte. In ihrer autobiographischen Erzählung schwingt Ärger mit; Ärger auf ihren Mann. Sie macht ihn für ihren Schmerz verantwortlich. Zudem beschuldigt sie ihn, dass er sie finanziell hintergehen wollte. Ihr Ärger bezieht sich auch auf die Psychotherapeutin, von der sie sich mit ihren migrationsspezifischen Erfahrungen nicht verstanden fühlte („Psychologinnen, die keine Ahnung von Migration haben, können die Situation einer Migrantin nicht verstehen“). Sie zweifelt an den Kompetenzen einer psychotherapeutischen Fachperson. Die Furcht, von einer Fachperson in ihrer Migrationsgeschichte nicht verstanden zu werden, hielt auch andere Migrantinnen dieser Studie davon ab, eine Psychotherapie zu machen. Am Beispiel von Miranda Lopez werde ich diesen Aspekt weiter unten noch vertiefen. Im Zitat von Valentina Navarro wird ein Misstrauen gegenüber der Fachperson deutlich. Auch im Fallbeispiel von Amalia Torres konnte fehlendes Vertrauen in psychotherapeutische Behandlungen rekonstruiert werden. Valentina Navarro rekurriert ebenfalls auf „kulturelle Differenzen“ im Umgang mit Depressionen, indem sie festhält: „Lateinamerikanische Migrantinnen suchen keine Hilfe auf, da sie nicht glauben, dass Spezialisten helfen können.“; eine Aussage, die auch von einigen anderen Studienteilnehmerinnen geäußert wurde. Zu interpretieren wäre hier, dass der Depression ein grosses Stigma anhaftet, das das Aufsuchen von Hilfe verhindert. Die Venezolanerin scheint aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen misstrauisch geworden zu sein und anderen Menschen nicht vertrauen zu können. Eine andere Lesart wäre, dass sich ihr Krankheitsverständnis sowie die Therapieerwartungen auf kulturbezogene Konzepte und Theorien beziehen, die sich auf ihr Gesundheitsverhalten „health seeking behaviour“ (vgl. Janzen 1978) auswirken. In der detailliert analysierten Biographie von Amalia Torres konnte dieser Befund herausgearbeitet werden, der auch auf andere Studienteilnehmerinnen zutrifft.

Aus der Erzählung geht schliesslich hervor, dass sich Valentina Navarro auch über die gesellschaftlichen Bedingungen ärgert. Auffällig ist, wie sie über ihre Erfahrungen spricht. Sie distanziert sich und verallgemeinert, indem sie die Pluralform von „Psychologinnen“, „Lateinamerikanische Migrantinnen“ und „Frauen“ gebraucht. Mit der Formulierung „die Gesellschaft einen Einfluss hat, dass die Frauen kein psychisches Gleichgewicht mehr haben“ klagt sie implizit die Gesellschaft an, indem sie das Leiden von lateinamerikanischen Migrantinnen und die wahrgenommene Krankheitsursache in einen sozialen und nicht individuellen Kontext einordnet. Gerade im letzten Satz des Zitats entsteht der Eindruck, dass die Biographin zwar über die Erfahrungen anderer psychisch erkrankter Migrantinnen spricht, aber im Grunde eher

eigene Erfahrungen schildert. Insgesamt nimmt Valentina Navarros Ärger – so mein Eindruck – die Funktion ein, ihren erfahrenen Schmerz auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene abzuwehren. Gleichzeitig lässt sich mittels Wut und Empörung ihre Angst, hervorgerufen durch mangelnde finanzielle Sicherheit und beruflichen Misserfolg, ausdrücken. Auch hat sie Sexismus und Rassismus im öffentlichen und privaten Bereich erlebt. Die damit verbundenen Gefühle äussert sie in Form von Ärger. Ärger ist ein aktives, kämpferisches Gefühl, das scheinbar leichter zu ertragen ist als der darunterliegende Schmerz, der sich aus enttäuschten Hoffnungen in einer binationalen Ehe, gesellschaftlicher Zurückweisung, fehlender sozialer Anerkennung und fehlender Geborgenheit speist. In Valentina Navarros Erzählung lässt sich darüber hinaus ein weiterer Schmerz erkennen. Auch wenn sie der aufnehmenden Gesellschaft eine Mitverantwortung für das psychisch Kranksein in ihrem Leben als Migrantin zuschreibt, so scheint sie ihre Arbeitssituation und das Auseinandergehen der Beziehung innerlich doch mit Selbstverschulden und persönlichem Versagen in Verbindung zu bringen. Ein Schmerz des Versagens darüber, ihr Migrationsprojekt und ihren biographischen Entwurf in der Schweiz gescheitert zu sehen.

Aus der Erzählung lässt sich zudem entnehmen, dass Valentina Navarro auf eine Psychotherapie verzichtet, aus Angst davor, die Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz zu verlieren. Ihre Befürchtung könnte durch Unkenntnis der Rechtslage verursacht sein, da ihr Aufenthaltsstatus nach drei Jahren Ehe in der Schweiz gesichert war. Eine andere Erklärung wäre, dass sie in ihrem Umfeld negative Erfahrungen von Lateinamerikanerinnen mitbekam, die bei einer Trennung ihre Aufenthaltsbewilligung verloren hatten. Die Perspektive eines sicheren und unbefristeten Aufenthaltes würde daher die Bereitschaft erhöhen, sich von Fachpersonen unterstützen zu lassen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Valentina Navarros Gründe dafür, keine psychiatrisch-psychologischen Angebote wahrzunehmen, vielfältig und in ihrem spezifischen sozialen, ökonomischen, aufenthaltsrechtlichen und kulturellen Kontext zu verorten sind.

Die Depression manifestierte sich bei Valentina Navarro nicht durch Weinanfälle, wie sie es oft bei anderen Migrantinnen beobachten konnte, sondern sie litt an einer ausgeprägten Erschöpfung („ich wollte immer nur schlafen; ich konnte nicht einmal eine E-Mail beantworten, für die ich normalerweise drei Minuten gebraucht hätte“), an Lustlosigkeit und Antriebsverlust („Ich hatte keine Lust etwas zu machen, ich konnte mich nicht mehr aufraffen etwas zu tun, konnte keine Pläne mehr machen, ich putzte auch das Haus nicht mehr“), Interessenverlust („mir war alles egal, totale Gleichgültigkeit, ich machte auch keinen Sport mehr“) und an einem verminderten Konzentrationsvermögen („ich konnte mich nicht konzentrieren, da ich unlogisch dachte“).

Valentina Navarros Umgang mit einer Depression: Selbstbehandlung und Selbstmedikation

Im Umgang mit der Depression nahm Valentina Navarro eine Selbstbehandlung und Selbstmedikation vor. So organisierte sie sich selber Schlaftabletten für ihre Schlafprobleme. Zudem sedierte sie ihr seelisches Leiden mit Alkohol. Valentina Navarros Strategien der Vermeidung und Nichtkonfrontation zeigen Ähnlichkeit mit Amalia Torres' und Leonor Castros Coping-Strategien auf, die mit einer Flucht aus der als unerträglich erfahrenen Lebenssituation einhergingen. Valentina Navarro berichtet weiter, in ihrem Freundeskreis einen kubanischen Psychologen zu haben, der in der

Schweiz tätig war. Diese Beziehung war und ist durch eine grosse emotionale Nähe gekennzeichnet. Bei Bedarf und spätestens dann, wenn ihre Gefühle von Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit nicht mehr auszuhalten sind und die Selbstbehandlungen nicht anschlagen, wendet sie sich an ihn: „Wenn es mir überhaupt nicht gut geht, rufe ich ihn dann an. Seine Empfehlungen sind gut, denn er versteht meine Situation und kann mich gut beraten. Ein Mensch, der selber einen Migrationshintergrund hat, kann das Leben von Migranten besser verstehen.“ Auch hier betont die Biographin, wie wichtig es für sie ist, sich von einer Fachperson in ihrer migrationsspezifischen Problematik verstanden zu fühlen. Ihre Aussage verdeutlicht insgesamt die Bedeutung transkultureller Kompetenzen von behandelnden PsychotherapeutInnen für Migrantinnen aus Lateinamerika.

Valentina Navarro schreibt der Depression folgende Bedeutung zu: „Eine Depression bedeutet für mich, wenn sich jemand vor einer schwierigen Situation schützen möchte. Die Depression kann dich darauf aufmerksam machen, dass man im Leben etwas ändern sollte. Man merkt, dass man mit etwas unzufrieden ist.“ Somit hat die Depression einerseits eine Schutzfunktion, andererseits sieht Valentina Navarro in der Depressionserkrankung die Möglichkeit, etwas aus ihrem Leiden lernen zu können. Die Depression stellt für sie eine Veränderung in ihrem Lebenslauf dar und ermöglicht ihr eine Neuorientierung. Valentina Navarro gelingt es insgesamt, die Depression sinnstiftend in ihre Biographie einzubetten.

Therapieabbruch aufgrund der persönlichen Einschätzung, nicht verstanden zu werden

Wie bereits erläutert, begründen einige Migrantinnen dieser Studie ihre Entscheidung, eine Therapie abubrechen, damit, sich mit ihren Erfahrungen als Migrantin nicht verstanden zu fühlen. Für Miranda Lopez stand beispielsweise weniger die sprachliche Verständigung mit ihrer Psychotherapeutin im Vordergrund, da diese über Spanisch-Grundkenntnisse verfügte. Dennoch sprach auch Miranda Lopez das Problem an, mit ihrem Leiden als Migrantin nicht auf das erhoffte Verständnis gestossen zu sein. Dies führte dazu, dass sich keine therapeutische Beziehung entwickeln konnte. Das Gefühl, nicht verstanden zu werden, verknüpft mit mangelndem Vertrauen in die therapeutische Beziehung, führte schliesslich auch in ihrem Fall zum Therapieabbruch. Nachfolgend erzählt Miranda Lopez aus der emischen Perspektive ihre Erfahrungen mit einer Psychotherapeutin:

„Ich ging zur Psychotherapeutin, aber ich war sehr unzufrieden mit ihr. Ich empfand sie nicht als eine Unterstützung. Sie schaute auf die Uhr und sagte: „Erzählen Sie mal“. Während der Therapie fühlte ich mich in keiner Weise verstanden. Es war absolut unbefriedigend. Ich fand sie distanziert (...) ja, sie war richtig eisig. Anschliessend sagte sie, dass meine Geschichte und alles, was ich als Migrantin erlebt habe, interessant sei. Für mich war es aber nicht interessant, sondern schmerzhaft. Die Psychologin half mir nicht. Ich wurde noch stärker depressiv.“

Miranda Lopez reflektiert das Verhältnis zur Psychotherapeutin und die damit verbundene Interaktion. Wie bei der Mehrheit der befragten Migrantinnen wird beim Erzählen kaum ein Unterschied zwischen Psychotherapeutin und Psychologin gemacht, weil ihnen dieser möglicherweise nicht klar ist. Deutlich erkennbar ist bei Miranda

Lopez die Enttäuschung über die Therapie. Unklar ist hier, ob unerfüllte Behandlungserwartungen oder Behandlungsvorstellungen dabei eine Rolle spielen. Die Migrantin erlebt die Psychotherapeutin als eine allzu distanzierte Person („eisig“). Mit dieser Bewertung wird deutlich, dass aus der Sicht der Biographin die Therapeutin sich nicht in ihre migrationsspezifische Lebenswelt einzufühlen vermochte. Das Leid und die Probleme wurden nicht verstanden. Die Biographin erfährt die therapeutische Beziehung nicht als unterstützend. Vermutlich spielten hier sprachliche Verständigungsschwierigkeiten im Therapiesetting doch eine Rolle, da die Biographin zum Zeitpunkt der Erkrankung erst vier Jahre in der Schweiz lebte und ihre Deutschkenntnisse möglicherweise noch nicht ausreichend waren. Diese Vermutung lässt sich auch damit begründen, dass die Biographin als Interviewsprache Spanisch wählte, weil sie sich in ihrer Muttersprache besser und direkter ausdrücken könne. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie seit zehn Jahren in der Schweiz. Die als unbefriedigend empfundene Beziehung zur Therapeutin führte schliesslich zum Abbruch der Psychotherapie.

Der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie Joachim Küchenhoff (2009: 19) betont in diesem Kontext die Bedeutung der jeweiligen Arzt-Patienten-Beziehung und verweist darauf, dass sich „die Qualität der therapeutischen Beziehung auf das Behandlungsergebnis klar und deutlich auswirkt. Wie gut sich also Therapeut und Patient verstehen, entscheidet vor und neben aller spezifischen therapeutischen Arbeit darüber, ob die Therapie erfolgreich ist.“

Als Miranda Lopez während des Interviews über ihre Therapieerfahrungen spricht und diese bewertet, sagt sie unerwartet und an mich gerichtet: „Ich denke, dass du eine gute Psychotherapeutin sein könntest, weil ich mich von dir verstanden fühle. Es tut mir gut, mit dir zu reden, weil du mir wirklich zuhörst und dich für mich interessierst.“ Dass die Biographin Gehör, Interesse, Empathie und Wertschätzung im Interview erfuhr und sich deshalb von mir verstanden fühlte, erfreute mich sehr, aber ich machte sofort deutlich, keine Psychotherapeutin zu sein. Miranda Lopez' Aussage drückte aber aus, was sie sich von psychotherapeutischen Fachpersonen wünscht: in ihren migrationsspezifischen Leidenserfahrungen, ihrer komplexen (Migrations-) Biographie, ihrer sozioökonomischen Lebenssituation und in ihren Vorstellungen von Krankheit und Gesundheit ernst genommen und verstanden zu werden. Gleichzeitig machte ich sie darauf aufmerksam, dass es sehr viele kompetente PsychotherapeutInnen gibt, die sich in ihrer Ausbildung transkulturelle Kompetenzen erarbeitet hatten. An Miranda Lopez' Aussage lässt sich zudem eine heilsame Wirkung bzw. therapeutische Nutzbarkeit des biographischen Erzählens erkennen, was an anderer Stelle bereits erörtert wurde (Schütze 1984: 108; Rosenthal 1995: 16). Am Ende des Interviews bat sie mich, ihr bei der Suche nach einer spanischsprechenden Psychotherapeutin für ihre 19-jährige Tochter zu helfen, die psychisch leide und eine Fachperson mit den erwähnten transkulturellen Kompetenzen brauchen könne. Mit dieser Bitte wurde ich auch von zwei weiteren Studienteilnehmerinnen konfrontiert, die für sich selber eine Fachperson in Anspruch nehmen wollten.

Angesprochen auf den Umgang mit der Depression nach dem Abbruch der Psychotherapie, sagt Miranda Lopez:

„Ich weiss nicht, ob ich eine Psychotherapie oder eine andere Behandlung nötig hatte. Ich dachte damals, das wird schon vorbei gehen, es wird mir bald gut gehen. Und so wartete ich bis meine chaotische Depression vorbeiging. Ich versuchte so zu tun, als sei

in meinem Leben nichts passiert. Ich nahm wieder an Festen teil, lenkte mich ab, traf mich mit Freunden, wollte nicht alleine sein. Aber ich machte mir selber was vor (...), um nicht zu resignieren. Ich konnte die Ereignisse nicht akzeptieren. Ja, ich bekam die Depression, weil ich meinen Schmerz nicht akzeptieren konnte.“

In diesem Textabschnitt wird Miranda Lopez' Art der Verarbeitung ihrer Depression deutlich. Die Biographin rekurrierte auf Leugnung („Ich versuchte so zu tun, als sei in meinem Leben nichts passiert“), Ablenkung („Ich nahm wieder an Festen teil“) und Suchen von emotionaler Unterstützung („traf mich mit Freunden, wollte nicht alleine sein“). In der Selbsterkenntnis, sich selber etwas vorzumachen, „um nicht zu resignieren“, wird schliesslich der Aspekt Akzeptanz sichtbar. Die Depression ist aus der Sicht der Biographin die Folge eines nicht angenommenen Schmerzes, wie im letzten Satz deutlich wird. Erst als sie ihre schmerzvollen Erfahrungen im Kontext ihrer schwierigen Lebensumstände und biographischen Lebensereignisse annehmen und damit auch verarbeiten konnte, stellte sich wieder ein positives Lebensgefühl ein. Es ist nicht ganz klar, ob Miranda Lopez sich den Aspekt der Akzeptanz ausschliesslich selbst erarbeitet hat oder er in der kurzen und dann abgebrochenen Therapie mit der Psychotherapeutin gemeinsam erarbeitet worden ist. Die Guatemaltekin beschreibt ihre Depression als „chaotisch“, führt aber nicht weiter aus, was sie darunter versteht. Denkbar ist, dass sie sich von der Übermacht und der Bedrohlichkeit der psychischen Erkrankung überwältigt fühlte.

12.6 Zusammenfassung

Bei der Untersuchung der für diese Studie vorliegenden Lebensgeschichten konnte festgestellt werden, dass partnerschaftliche Beziehungen für viele Biographinnen eine bedeutsame Sinn- und Lebensorientierung darstellen, wie etwa in der Fallrekonstruktion von Leonor Castro deutlich herausgearbeitet werden konnte. Weiter geht aus dieser Studie hervor, dass es harmonische, zufriedenstellende und weniger belastete Ehen auf der einen Seite gibt und konfliktreiche Beziehungen auf der anderen Seite. Die komparative Analyse veranschaulicht, dass die befragten Frauen aus Lateinamerika unterschiedliche Belastungssituationen in der Migration erleben und diverse soziale Bedingungen ihr Leben bestimmen. Als ein gemeinsamer Nenner sind in den hier vorgestellten Erzählungen problematische Beziehungen bzw. vorübergehende Partnerkonflikte innerhalb der binationalen Ehen zu erkennen, die aus der Sicht der Biographinnen für das Entstehen einer Depression eine Rolle spielen. Auch lassen sich aus den biographischen Erzählungen asymmetrische Machtverhältnisse und rassistische Abwertung innerhalb einer binationalen Ehe als Hauptproblem identifizieren. Als weitere Konfliktfelder im Rahmen einer binationalen Partnerschaft sind die Bereiche enttäuschte Erwartungen und Wünsche, unterschiedliche Rollenvorstellungen im Geschlechterverhältnis, psychische Gewalt und Ungleichheit zu nennen. In einigen binationalen Ehen kommt es darüber hinaus zu Spannungen aufgrund beruflicher Ausschluss- und Dequalifikationsprozesse, die eine ökonomische Abhängigkeit der Ehefrau nach sich ziehen. Auch machen die autobiographischen Selbstpräsentationen deutlich, dass sich weitere Probleme aufgrund von gesellschaftlichen, finanziellen und rechtlichen Bedingungen ergeben können, die Einfluss auf binationale Partner-

schaften haben. So spielen weitere Faktoren wie Rassismus und rassistisch konnotierte Diskriminierung im öffentlichen, beruflichen und privaten Bereich (eingeherrichtete Familie) sowie aufenthaltsrechtliche Rahmenbedingungen in einer binationalen Beziehung ebenso eine Rolle. Es gibt ferner Schwierigkeiten, die aus divergierenden Wertvorstellungen bezüglich der Kindererziehung und der Elternrollen resultieren. Viele dieser genannten Faktoren können sich gegenseitig beeinflussen und so zu einer Anhäufung von Problemen führen, die eine Depression begünstigen.